

Léif Frënn vum Generol Patton Musée

Mir all liewen an enger komescher a schwiereger Zäit mat der Covid-19 Kris an näischt ass wéi et virdru war.

Duerch déi sanitär Kris gouf eise Programm vun 2020 op Kopp gehäit an sou munches wat mir ons virgeholl hate konnt net realiséiert ginn.

Lues a lues kënnst ee Stéck Liewensfreed zeréck a mir kommen an eis Normalitéit erëm, awer mat deenen neie Virschrëften un déi mir ons hale mussen. Mir hoffen dat dir Iech Freed erëm eng Kéier de Musée ze besiche respektiv un enger vun eise kommende Manifestatiounen deelzehuelen, net huele loosst.

An dëser Krisenzäit leit eis Kulturwelt méi wéi jee ënner de Restriktiounen, déi am Kampf géint d'Pandemie festgeluecht goufen.

Trotz dëse seriéise Réckschléi wëlle mir un eise Projete festhalen a versichen déi verlueren Zäit erëm opzehuelen. Nodeems mir dem Musée eng nei Nues ginn hunn mat der schéiner Fassade, e vergréisserte Parking, e Lift fir Leit mat enger Behënnerung agebaut hunn, si mir elo dobäi eent neit Konzept opzestelle fir eis Ausstellungsraum méi attraktiv a modern ze gestalten.

Dat ass keen einfachen a liichte Projet an enger Zäit déi duerch eng Pandemie gestéiert gëtt. De Patton Musée muss fäeg sinn sech ze moderniséieren an sech de Besoine vun de Visiteuren unzepassen, ouni awer bestoend Wäerter ze verléieren.

Trotz alle Problemer si mir frou dass dir endlech des Kopie vum Bulletin an den Hänn kennt halen. An dësem Bulletin fannt dir déi interessant awer och tragesch Geschicht vun eisem haitege Buergermeeschter sengem Papp dem Här Lucien Schaaf, während de Krichsjoren. Dann kennt och de Marian Swiercz zu Wuert, ee polnesche Staatsbierger deen als Kand vun den Nazien entféiert gouf an den zënter laange Joren zu Ettelbréck leeft. Een aneren Ettelbrécker, dee mir awer net namentlech nennen, erzielt seng Geschicht déi och Haut nach vill Froen opwerft. Als Ofschloss gedenke mir dann dem Generol Patton dee virun 75 Joer duerch een Accident em't Liewe koom.

Mir wënschen Iech all eng gutt Gesondheet an hoffen Iech geschwënn erëm ënner normale Konditiounen erëmzeginn.

Schéi Chrëschtdeeg an e gudde Rutsch an dat neit Joer

Wënschen Iech Komiteesmembere vum

Groupe de Recherche et d'Etude sur la Guerre 1940-1945 / Generol Patton Musée

Jos Tholl

President



Inhaltsverzeichnis :

Lucien Schaaf berichtet über den 2ten Weltkrieg	3
Wehrmachtserinnerungen von Edmond Dupont	19
Der Deserteur Guillaume Daleiden	38
Ein anderer Verräter	50
Swiercz Marian, ein Einwohner aus Ettelbrück berichtet	52
War mein Vater ein Nazi?	57
Der Held des 2. Weltkrieges, General George S. Patton III	64
Der deutsche Kriegsgefangener Alfred Thiele	73

Gestaltung: Paul Heinrich, Patrick Ludivig, Paul Koetz

Redaktion : 5, rue Dr. KLEIN L-9054 ETTTELBRUCK

Tel.: 81 03 22 Fax: 26 81 05 77

Email: patton@patton.lu Internet: www.patton.lu

CCPL: LU84 1111 0968 9892 0000

Lucien Schaaf berichtet über den 2. Weltkrieg

Dillingen im Krieg 1940-1945

Dillingen, ein kleines Dorf an der Sauer auf halber Strecke zwischen Diekirch und Echternach, hat wie die meisten Grenzdörfer seine eigene Geschichte von den Kriegsjahren 40-45.

Die Postkarte aus dieser Zeit ist von deutscher Seite aufgenommen und zeigt die Grenzbrücke mit Teilen der Ortschaft.

Heute, 75 Jahre nach dem Krieg, möchte ich als einer der wenigen noch lebenden Zeitzeugen meine Erinnerungen niederschreiben, um das Geschehene der Nachwelt zu erhalten.

Ich wurde am 30. August 1931 in Dillingen (*Déiljen*), als zweitältester Sohn von Eugène Schaaf und Julie Ruppert



Vallée de la Sûre — DILLINGEN



geboren. Ich hatte zwei Brüder, Jean-Paul, geboren 1930 und Alphonse, genannt Fonny, der 1933 geboren war und 2013 verstarb. Das tragische Schicksal von Jean-Paul ist Teil dieser Erzählungen.

Dillingen zählte im Jahr 1940, 24 Häuser und 98 Einwohner. Es gab vier Bauernbetriebe mit mehreren Kühen sowie neun Familien mit einem bis drei Stück Großvieh.

Der Familienvater ging einer Arbeit nach während die Mutter neben dem Haushalt und den Kindern auch Sorge trug für das Vieh und den Garten. Alle waren Selbstversorger und kamen so besser über die Runden in den Kriegsjahren.

Dillingen gehört zur Gemeinde Beaufort. Bürgermeister in den Kriegs- und Nachkriegsjahren waren Jean Conter (1938-1944), Eugen Bollig (1944-

1945), Henri Kramp (1946-1947) und Alex Dostert (1947-1963).

Die Pfarrer Jean-Pierre Neyens (1930-1943) und Marcel Wantz (1943-1964) waren in den Kriegsjahren wichtige Begleiter für die Menschen in Sorge.

Meine Eltern führten in Dillingen eine Gastwirtschaft. Nebenbei hielt mein Vater, der aus einem landwirtschaftlichen Betrieb aus Bigelbach kam, noch einige Kühe, Schweine, Kaninchen und auch Hühner.

Meine Mutter stammte aus Ettelbrück. Nach dem Krieg studierte mein Bruder Fonny das Hotelgewerbe und der Familienbetrieb wurde nach und nach ausgebaut und bekannt unter dem Namen „Hotel Schaaf“.



Auf der deutschen Seite der Grenzbrücke von Dillingen stand nur ein einzelnes Haus, das von der Familie Lutgen bewohnt war, und etwas abseits war der *Pelsenhof*. Bevor die Deutschen unsere Heimat am 10. Mai 1940 überfielen, befanden sich beim *Pelsenhof*, auf deutschem Gebiet, eine Anzahl von Holz-Baracken, in denen mehrere hundert Männer des Arbeitsdienstes einquartiert waren. Dass diese Arbeiter damit beauftragt waren an den deutschen Westwalleinrichtungen zu arbeiten, erfuhren wir erst viel später.

Erste Anzeichen vom Krieg

Im Jahre 1939 erhielt die Dillinger Brücke, wie übrigens alle anderen Grenzbrücken, einen absperrenden Betonblock aus dem noch oben Eisenschienen herausragten.

Auf beiden Seiten der verengten Einfahrt bestand eine Passage, die für den Personenverkehr und für leichte Fahrzeuge vorgesehen war. Von den dort beschäftigten Arbeitern der Straßenbauverwaltung erfuhren wir, dass dieses Hindernis dazu bestimmt war, bei einem eventuellen Überschreiten der Grenze durch deutsches Militär, diesem den Übergang zu erschweren.

Beim Einmarsch am 10. Mai 1940 entfernten die deutschen Truppen die Schienen mit Schweißbrennern und überbrückten den Betonblock mit vorgefertigten hölzernen Rampen, welche von beiden Seiten an den Block herangeschoben wurden. Später wurde der Betonblock mit Pressluftschlämmern entfernt.

Vor dem Kriegsbeginn wurde in der Tat bereits davon gesprochen, dass die Deutschen die Grenze Luxemburgs überschreiten würden, im Hinblick auf eine kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich. Diese Mutmaßung gründete auf der Tatsache, dass Deutschland am 1. September 1939 in Polen einmarschiert war, woraufhin England und Frankreich den Deutschen den Krieg erklärt hatten. Am Grenzübergang, sowohl auf luxemburgischer als auch auf deutscher Seite befanden sich ebenfalls Wachhäuschen die tagsüber besetzt waren. Nachdem diese Hin-

dernisse 1939 konstruiert worden waren, standen zeitweilig auch Posten dort, und zwar waren es Soldaten der Freiwilligen Kompanie.

Zum damaligen Zeitpunkt überschritten wir zwar gelegentlich die Grenze, doch an die Befestigungen ließ man uns nicht heran.

Von einer französischen Maginot-Linie wurde nicht viel gesprochen, doch war man allgemein der Ansicht, falls die Deutschen Frankreich angreifen würden, wäre die französische Armee durchaus in der Lage sie zurückzuschlagen. Man war sich auf Luxemburger Seite ebenfalls bewusst, dass die Deutschen bei einem Angriff gegen Frankreich, Luxemburg als Durchgangsgebiet benutzen würden.

Luxemburg hatte 1939 seine 100-jährige Unabhängigkeit gefeiert, und seine Treue zur Monarchie und zu Großherzogin Charlotte durch unzählige Feierlichkeiten, die selbst die kleinsten Dörfer erreichten, klar unter Beweis gestellt.

Die kurze, unbeschwerte Kindheit

Als 1931 geborener stand ich 1940 bei Kriegsbeginn im 9. Lebensjahr und besuchte in Dillingen die 3. Schulklasse. Unsere Lehrerin war damals Fräulein Huss Suzanne. Sie wurde Sisi genannt und stammte aus Diekirch. Sie war eine gute Lehrerin und eine nette Person.

Dillingen war zu diesem Zeitpunkt ein kleines, stilles Dorf mit 98 Einwohnern. Als Besonderheiten hatten wir in Dillingen die Sauerbrücke und ebenfalls den Bahnhof, wo die PH-Eisenbahn (Prinz Heinrich Eisenbahn) zwischen Ettelbrück und Echternach verkehrte. Über das Gleisbett dieser Eisenbahn verläuft heute der nationale Fahrradweg.

Da meine Mutter aus Ettelbrück stammte - ihre Eltern bewohnten damals den „Neie Wee“ auf Nummer 4 - verbrachten wir regelmäßig einen Teil unserer Ferien im Hause der Großeltern in Ettelbrück. Den „Neie Wee“ kannten wir aus dem Effeff. An den Schuster Knoch und den Metzger Herz Jos kann ich mich noch bestens erinnern. Wir kannten auch die Kinder der in Ettelbrück ansässigen jüdischen Familien sehr gut, denn diese Kinder waren unsere Spielgefährten. Leider wurden die jüdischen Familien mit ihren Kindern später von den Nazis deportiert oder sie brachten sich aus eigener Überlegung in Sicherheit. Jedenfalls habe ich die meisten von ihnen nach dem Krieg nicht mehr wiedergesehen.

Der 10. Mai 1940, an dem für uns Luxemburger ein mehrjähriger Leidensweg beginnen sollte.

Der 10. Mai war ein Freitag, es war freitags vor Pfingsten.

Es mag 7 Uhr in der Früh gewesen sein, als die laute Stimme unseres Vaters durch das Haus schallte „*Jongen stitt op, d'Preise sinn do*“. Im Nu waren wir aus dem Bett und stürzten ans Fenster. Bei dem Anblick, der uns nun bot, stockte uns der Atem. Wir sahen deutsche Truppen in dichten Formationen an unserem Haus vorbeiziehen.

Zuerst lange Kolonnen Infanterie zu Fuß, dann welche auf Fahrrädern, Artillerie im Pferdegespann und dann Panzer. Während des ganzen Tages sollten diese endlosen Kolonnen weiterzie-

hen, wahrscheinlich auch während der Nacht zum 11. Mai. Auch samstags zogen noch immer Soldatenkolonnen vorbei, doch wurden es allmählich weniger.



Trotzdem hörte der Vorbeimarsch während den folgenden Tagen, sogar Wochen nie gänzlich auf. Über die Brücke von Dillingen waren auch Einheiten ins Großherzogtum eingerückt. Das Hindernis, das am Ende der Brücke errichtet worden war, störte den Einmarsch nicht.

Auch der Luftraum wurde in diesen Tagen von deutschen Flugzeugen beherrscht. Bei uns in Dillingen zogen die Soldaten immer nur durch, d.h. Einquartierung hatten wir keine. Lediglich später, nachdem die luxemburgischen Zollbeamten nach Deutschland versetzt worden waren, zogen Deutsche in den Wohnkasernen der Zollbeamten ein.

In den ersten Tagen, nach dem deutschen Einmarsch erfuhren wir natürlich, dass Großherzogin Charlotte mit ihrer Familie das Land verlassen hätte, um sich nach Frankreich zu begeben. Man wusste auch, dass die Regierung sich angeschlossen hatte.

Für uns Jugendliche war dieser gewaltige Militäraufmarsch natürlich eine Sensation, die wir uns nicht entgehen lassen konnten. Wir hielten uns deshalb immer in der Nähe der Straße auf, um ja nichts zu verpassen. Wir sahen zwar die eher sorgenvollen Mienen der Eltern und Nachbarn, ihre Befürchtungen kannten wir jedoch nicht.

Nachdem der Einmarsch der Truppen abgeklungen war, blieb es einige Zeit ruhig, doch dann hörten wir, dass ein Gauleiter sich mit seinem Stab in der Stadt Luxemburg niedergelassen hatte und nun die Regierungsgeschäfte überholen würde.

Erste Veränderungen

Uns Jugendlichen wurde erst richtig bewusst, dass die von den Nazis angestrebten Veränderungen auch die Schulen visierten, als unsere Lehrerin nach Echternach an die von den Deutschen eingeführte Hauptschule versetzt worden war. Ihr Nachfolger war ein Lehrer namens André Hausmann. Bei ihm besuchte ich die Schule in Dillingen allerdings nicht mehr, da mein Bruder Jean-Paul und ich ebenfalls nach Echternach zur Hauptschule mussten. Wir waren nicht die einzigen, sondern alle Schüler, die einigermaßen gute Noten zu verzeichnen hatten, mussten nach dem 4. Schuljahr in die Hauptschule. Aus Dillingen waren es noch Roger Reis und Gaby Adam. Da sich zu diesem Zeitpunkt noch ein Bahnhof in Dillingen befand, und die Ortschaft an die Prinz-Heinrich-Bahn angebunden war, bot sich uns eine bequeme Lösung, um die Hauptschule in Echternach zu erreichen.

Erstaunlicherweise stand dort kein Französisch mehr auf dem Programm, doch ein Hauptgewicht wurde der englischen Sprache zugeordnet. Natürlich wurden auch die herkömmlichen Fächer behandelt, so dass man davon ausgehen kann, dass die Hauptschule an und für sich ein lehrreiches Programm zu bieten hatte.

Versetzung in die Hauptschule

Unsere Lehrerin, Fräulein Suzanne Huss war nach Echternach versetzt worden. Wir hatten als Lehrer noch die Herren Besenius, Mathieu und Ney und noch eine weitere Lehrerin, die wir mit Frau Dublin anredeten. Ihr vollständiger Name war Kort-Dublin, doch sie sprach luxemburgisch und war meiner Meinung nach keine Deutsche. Soweit ich mich erinnere waren 5 Schüler aus Dillingen und zwei vom Grundhof, die zur Hauptschule in Echternach versetzt worden waren. Weder unsere Lehrerinnen noch die Lehrer waren den Nazis zugetan. War im Lehrprogramm nazistisches Gedankengut an uns zu vermitteln, so taten sie zwar ihre Pflicht, doch fehlte es bei ihren Darstellungen offensichtlich an Überzeugungskraft.

Selbstverständlich war es in der Schule Pflicht, deutsche Heimatlieder oder sogar Soldatenlieder einzuüben, doch auch hier zeigte sich beim Lehrpersonal kaum Begeisterung, so dass auch wir das Lehrfach „singen“ nur halbherzig absolvierten.

Eine reine Schikane empfanden wir allerdings, dass uns als Absolventen der Hauptschule zur Pflicht gemacht wurde, der Hitlerjugend beizutreten. Wir bekamen zwar eine schwarze Hose und ein gelbbraunes Hemd. Ich erinnere mich allerdings, dass wir nur ganz selten an HJ-Treffen teilnahmen, die im Abteihof in Echternach stattfanden.

„Diese und Jene“ in der Gastwirtschaft

Dass Gauleiter Simon, der inzwischen die Geschicke des Landes leitete, ein übler Zeitgenosse war, erfuhren wir durch die Gespräche, die in unserer Gastwirtschaft geführt wurden. In dem von meinen Eltern geführten Lokal trafen sich nicht nur Einwohner aus Dillingen, sondern auch welche aus den umliegenden Ortschaften. Hier wurden die jeweiligen Verordnungen der Nazis eifrig und manchmal sogar sehr heftig diskutiert.

Bei solchen sehr oft kontroversen Diskussionen musste besonders mein Vater höllisch aufpassen, dass er sich nicht durch seine antideutsche Gesinnung verriet, denn es gab unter den Gästen diese und jene. Damit will ich sagen, dass man nie richtig wusste zu welcher Seite die jeweiligen Gäste neigten, obschon man von einigen wusste, dass sie der Naziideologie eher zugeneigt waren. Gelegentlich waren unter den Gästen auch sogenannte Grenzgänger, die vor dem Einmarsch regelmäßig in unserem Lokal verkehrten, nach dem Einmarsch jedoch nur noch selten.

In Dillingen wohnte ein Mann namens Emil Grosbusch. Dieser wusste immer die neuesten Nachrichten, da er es zuwege gebracht hatte sein Radiogerät so zu manipulieren, dass er einen einwandfreien Empfang zu den englischen Sendungen herstellen konnte. Den englischen Sender abzuhören, war zur Nazizeit bereits ein Verbrechen. Es war deshalb besondere Vorsicht geboten, wenn man die Nachrichten von BBC-London abhören wollte.

Jedes Mal, wenn Emil Grosbusch eine Neuigkeit von Bedeutung erfuhr, sorgte er dafür, dass die meisten Einwohner hiervon Kenntnis erhielten. Es kam sogar vor, dass er mehrmals am Tag mit seinem Fahrrad bei unserer Gastwirtschaft vorfuhr, um meinen Vater über wichtige Nachrichten zu informieren. Der Gefahr, der er sich bei dieser in hohem Maße „deutschfeindlichen“ Tätigkeit aussetzte, war ihm offenbar überhaupt nicht bewusst.

Bürgerpflicht in der Ortsgruppe

Zur Nazizeit gehörten wir zur Ortsgruppe Befort. Hier residierte auch der Ortsgruppenleiter, ein Einwohner aus Befort. Über ihn möchte ich mich weiter nicht auslassen, jedenfalls übte er seine Tätigkeit nicht zum Wohle der Einwohner aus.

Der Bruder des Ortsgruppenleiters war in Dillingen Zellen- und Blockleiter. Ein Bauer wurde zum Ortsbauernführer ernannt. Auch mein Vater musste gezwungenermaßen ein Amt annehmen, und zwar wurde er zum „Luftschutzwart“ ernannt - glücklicherweise ein Amt, das ihn davor bewahrte, sich bei der Ortsgemeinschaft unbeliebt zu machen. Luftschutz wurde bei den Deutschen großgeschrieben, so dass die Einwohner ihre Häuser bereits ab 1940 von der Abenddämmerung bis zur Morgendämmerung verdunkeln mussten, damit kein Lichtstrahl nach draußen drang. Auch in den Häusern selbst musste zum Beispiel jeder über eine Luftschutzpumpe verfügen und einen Kübel mit Wasser auf dem Speicher abstellen.

Von Luftangriffen wurde Dillingen zwar verschont, doch stürzte Ende 1944 „um Keepchen“ ein amerikanisches Flugzeug ab. Für uns Jugendliche eine Sensation. Oft waren wir an der Absturzstelle, wo wir nach Überbleibsel der Maschine, bzw. nach Erinnerungsstücken suchten. Außer den schweren Teilen der Maschine, die wir nicht wegtragen konnten, fanden wir nicht mehr als ein paar Schrauben.*

**Am 23. Dezember 1944 stürzte um Keepchen, bei Dillingen ein amerikanischer Bomber „B-26“ der 391. Bombergruppe, 574. Staffel ab. Einsatzziel der Bomber waren die Eisenbahnbrücken von Ahrweiler. 32 B-26 starteten aus Nordfrankreich zu diesem Einsatz. An diesem Tag lag über Ahrweiler eine dichte Nebelwand, so dass das Ziel schwer auszumachen war. Nach einem ersten Fehlanflug versuchte die Gruppe ein zweites Mal von Osten anzugreifen. Hierbei kam es zu einer schweren Begegnung mit einem deutschen Jagdgeschwader. Der Luftkampf zwischen Bombern und Jägern dauerte 23 Minuten und endete für die 391te Bombergruppe in*

einer Katastrophe. Von den 32 gestarteten Maschinen wurden 16 abgeschossen. Die restlichen Maschinen schafften es noch, trotz zum Teil schwerer Beschädigungen, eigenes Gebiet zu erreichen. Die B-26 mit dem Namen „SKY HAG“ stürzte bei Dillingen ab. Von den 6 Besatzungsmitgliedern überlebte als Einziger S/Sgt Gene W. Brillhart.

(Aus: *Crash II Abstürze und Notlandungen von alliierten und deutschen Flugzeugen in Luxemburg 1940-45* 1. Auflage 2004, von John Dernelen)

Unterschlupf für Deserteure

Wie bereits erwähnt, stammte mein Vater aus einem Bauernbetrieb in Bigelbach. Sein Bruder war im Jahre 1939 einem tödlichen Herzanfall erlegen, so dass der älteste Sohn seines Bruders, demgemäß der Neffe meines Vaters, die Hauptlast im landwirtschaftlichen Betrieb seiner Eltern zu tragen hatte. Nachdem der verachtenswerte Gauleiter die Wehrpflicht für die männlichen Jahrgänge 1920 bis 1924 eingeführt hatte, fiel auch er unter diese schändliche Maßnahme. Er entzog sich allerdings dem Stellungsbehl zur Wehrmacht, und mein Vater sorgte dafür, dass er bei der Familie Neu in Dillingen versteckt werden konnte. Sowohl in Dillingen als auch in Bigelbach hatten noch andere Deserteure Unterschlupf gefunden. So in Dillingen, bei den Familien Ferring, Grosbusch, Wies-Neu und Kieffer-Daleiden.

Wer wagt, gewinnt

Es war an einem Samstagabend des Sommers 1943, mein Vater war an diesem Abend spät dran, um das Vieh zu versorgen, weil er am Tag viel Arbeit im Café hatte.

Als er in den Stall eintrat, erschrak er, da ein junger Mann – ein Franzose – sich vorstellte und ihn um Hilfe bat.

Er hatte sich aus einem Gefangenenlager abgesetzt und den Weg nach Luxemburg eingeschlagen. Nach dem Durchqueren der Sauer hatte er sich in unserem Stall versteckt. Was nun?

Meine Mutter trat in Aktion und dann ging alles sehr schnell. Trockene Kleidung, warmes Essen und Herrichten einer Schlafgelegenheit auf dem Heuboden.

Da er bei uns nicht lange bleiben konnte, organisierte mein Vater schon am nächsten Tag den möglichen Fluchtweg. Am Nachmittag sah ich ihn mit Emil Zettinger (dem Inhaber der Mühle aus Moestroff) zusammensitzen und diskutieren.

Schließlich brachten ihn die Lieferjungen der Brauerei aus Diekirch heimlich von Dillingen bis nach Moestroff zur Mühle. Mit einer Mehllieferung gelangte er nach Rümelingen zum Bäcker. Dieser hatte Kontakt mit den „Passeuren“, welche ihn durch die Galerien des Minett bis nach Frankreich brachten.

Nach ein paar Monaten erreichte uns eine Karte aus Frankreich. Auf dieser stand: „*Le soleil brille. Tout est bien. Merci, Jean.*“ Lange Zeit hat meine Mutter diese Karte gut aufgehoben.

Wann kommen die Amerikaner?

Nachdem die Amerikaner bzw. die Alliierten in der Normandie gelandet waren, wurden wir natürlich umgehend von Emil Grosbusch informiert, der uns in den kommenden Tagen und Wochen vom alliierten Vormarsch durch Frankreich auf dem Laufenden hielt. Als die amerikanischen Truppen sich Luxemburg näherten, rechneten wir jeden Tag mit der Befreiung. Als dann die Amerikaner in die Stadt Luxemburg einzogen, kannte die Freude keine Grenzen. Da wir von militärischer Strategie keine Ahnung hatten, waren wir selbstverständlich der Überzeugung, auch Dillingen würde in den kommenden Tagen befreit, zumal die Amerikaner am 11. September 1944 bereits in Diekirch eingezogen waren. Als uns dann klar wurde, dass Dillingen nicht befreit würde, da die Deutschen sich in den gegenüber der Sauer gelegenen Befestigungen eingekesselt hatten, war die Enttäuschung natürlich groß.

Die Amerikaner waren jedoch bis nach Befort und Bigelbach gekommen. Wenn wir uns in der Umgegend aufhielten sahen wir des Öfteren, dass amerikanische Kanonen mit Dodge-Fahrzeugen, als Zugmaschinen, an bestimmte Stellen gebracht wurden, wo sie dann eine Anzahl von Granaten auf deutsches Gebiet abfeuerten und dann wieder ins rückwärtige Gebiet verschwanden. Auch deutsche Artillerie schoss von jenseits der Sauer, über unsere Köpfe hinweg, in die amerikanischen Stellungen, bzw. in die luxemburgischen Dörfer.

Der 18. September 1944

Dann kam der verhängnisvolle 18. September, der für unsere ganze Familie zu einem ungeheuren Schicksalsschlag wurde.

Bereits in der Frühe, genau um 08.20 Uhr, näherte sich aus Richtung Grundhof ein deutscher Spähtrupp. Es waren 10 oder 11 Mann. Der Trupp bewegte sich vorsichtig, im Gänsemarsch, das heißt die Soldaten gingen mit einem gewissen Abstand hintereinander. Die meisten waren mit Maschinenpistolen bewaffnet, während einer ein leichtes Maschinengewehr auf der Schulter trug. Ein anderer hatte eine Panzerfaust. Einer war dabei, der eine schwarze Uniform trug. Für uns ein Angehöriger der SS¹. Ich hielt mich um die angegebene Uhrzeit mit meinem Vater vor unserem Hause auf. Der Schwarzuniformierte, vermutlich der Führer des Trupps, trat auf uns zu und erkundigte sich nach dem Weg nach Bigelbach. Mein Vater erklärte ihm den Weg, woraufhin der Spähtrupp sich auf Kommando „Vorwärts, Marsch!“ in Richtung Bigelbach entfernte.

¹ *Der Schwarzinformierte war vermutlich kein SS-Angehöriger, sondern ein Panzersoldat. Die Angehörigen von Panzereinheiten trugen eine schwarze Uniform und dies sowohl bei der Wehrmacht, als auch bei der Waffen-SS. Durch diesen Umstand wurden Panzersoldaten der Wehrmacht oft mit SS-Truppen verwechselt. SS-Soldaten trugen daneben als Kragenspiegel, rechts die SS-Runen und links die Abzeichen des Grades.*

Kaum waren sie unseren Blicken entschwunden, da wandte mein Vater sich an mich und sagte: „Jetzt ist es an dir.“. Ich bekam den Auftrag, mich so schnell wie möglich, mit dem älteren Kiefer Jos auf nur uns bekannten Pfaden nach Bigelbach zu begeben, um die dortigen Einwohner auf die nahende Gefahr aufmerksam zu machen. Die versteckten Deserteure mussten verschwinden und eventuell aufgesteckte luxemburgische Fahnen mussten ebenfalls weg, um schlimmes Unheil zu vermeiden.

Jos Kiefer und ich, wir machten uns schnell auf den Weg. Dabei kam uns zugute, dass wir alle Abkürzungen kannten, sodass wir das Dorf vor dem Spähtrupp erreichen konnten. Wir vermochten die Einwohner mithin von der nahen Gefahr rechtzeitig zu warnen und gingen dann auf demselben Weg zurück nach Dillingen. Wir mussten bei diesem Gang höllisch aufpassen, nicht von dem Spähtrupp entdeckt zu werden, denn dieser hätte ganz gewiss mit uns kurzen Prozess gemacht. Wie wir erfuhren, überquerte der Spähtrupp nach ausgeführtem Auftrag, die Sauer bei Wallendorf, um wieder deutsches Gebiet zu erreichen.

Zu diesem Zeitpunkt besaßen wir eine Kuh und ein Rind. Von uns Brüdern war es jeden Tag an einem anderen, um die Tiere längs der Sauer, auf der dort verlaufenden Grasfläche weiden zu lassen. Wir waren allerdings nicht die Einzigen, die ihre Tiere dort grasen ließen, sondern auch noch andere Jugendliche schlossen sich mit ihren Tieren an.

An diesem Tage war es mein Bruder Jean-Paul, der die Kuh mit dem Rind ausführen sollte. Anna Ludovicy war ebenfalls mit ihren Kühen in unmittelbarer Nähe. Auch Nic Simon war mit den Kühen von Bauer Neu dabei.

Ich selbst hielt mich mit einigen Leuten, meist Nachbarn vor unserem Haus auf, als die Stille plötzlich durch 5 Schüsse aus einem Gewehr unterbrochen wurde.

Unmittelbar darauf klingelte bei uns das Telefon. Es war Madame Grosbusch die meiner Mutter zurief: „De Jean-Paul ass geschoss ginn.“ Aufgeregt rief meine Mutter mir zu: „Komm séier, de Jean-Paul ass geschoss ginn“. Als wir beim Hause Grosbusch ankamen, lag Jean-Paul auf der Treppe. Bei ihm waren zu diesem Zeitpunkt keine Lebenszeichen mehr festzustellen. Wir haben ihn aufgehoben und trugen ihn in das Haus der Familie Grosbusch, wo wir ihn in einem Sessel niederließen.

Dann eilte ich nach Hause, holte eine Leiter und ein Wägelchen und begab mich zurück zum Hause Grosbusch. Mit vereinten Kräften legten wir ihn auf eine Leiter und brachten ihn mit dem Wägelchen zu unserem Haus, wo wir ihn im Schanklokal auf einen Tisch legten.

Als die schreckliche Tat geschah, denn es war nichts Anderes als kaltblütiger Mord an einem unschuldigen Minderjährigen, war mein Vater nicht zu Hause. Meine Mutter war fassungslos. Sie klagte und weinte. War kaum noch zu beruhigen. Man hatte ihr den ältesten Sohn genommen, er war das Opfer einer verbrecherischen Tat. Unser Vater hatte sich nach dem drei Kilometer entfernten Bigelbach begeben, denn er wollte wissen, wie die Sache mit dem deutschen Spähtrupp ausgegangen war.

Als er heimkehrte und von der entsetzlichen Tat erfuhr, war er am Boden zerstört. Er konnte es nicht fassen, dass Jean-Paul auf eine so erschreckende Weise sein junges Leben lassen musste.

Für unsere Eltern, meinen jüngeren Bruder und mich war es das Schrecklichste, was passieren konnte. Das ganze Dorf nahm Anteil an dem bitteren Los, das uns so grausam getroffen hatte. Nachdem der erste Schmerz sich gelegt hatte, war uns klar, dass wir einen Sarg benötigten. Da das Telefon noch funktionierte telefonierte mein Vater mit dem in Befort ansässigen Schreiner Eugen Muller.

Der Schreiner war zwar bereit, uns einen Sarg zu liefern, doch war es ihm zu gefährlich, diesen selbst nach Dillingen zu bringen.

Gemeinsam mit meinem Vater und den Gebrüdern Aloyse und Nicolas Simon begab ich mich nach Befort, wo wir den Sarg in Empfang nahmen, und dann zu Fuss mit dem Schrein nach Dillingen zurückkehrten.

Wie wir später erfuhren, war ein Soldat aus einem Gebüsch jenseits der Sauer hervorgetreten. Er hatte den Kindern etwas Unverständliches zugerufen und begann dann mit seinem Gewehr zu schießen. Hierbei wurde Jean-Paul getroffen, er schrie kurz auf und lief dann über die Eisenbahnschienen, bis zu dem etwa 30 Meter entfernten Haus Grosbusch. Er rief noch „Madame Grosbusch“ und sank dann auf der Treppe des Hauses nieder. Wir stellten nachträglich fest, dass er von der Kugel im Rücken getroffen worden war. Diese durchschlug den Körper und trat in der Herzgegend aus. Jean-Paul wurde 14 Jahre alt.

Was der Deutsche den Jugendlichen zugerufen hatte, und was ihn dazu veranlasste auf sie zu schießen, bleibt ein Rätsel. Als der Deutsche auf die Jugendlichen schoss war er von ihnen kaum 100 Meter entfernt.

Wir betteten Jean-Paul in den Sarg, schaufelten im Garten ein provisorisches Grab und stellten den Sarg hinein. Mir machten die Grube nicht zu tief, da wir ja von vornherein die Absicht hatten, den Sohn und Bruder, sollte wieder alles ruhig sein, ordnungsgemäß auf dem Friedhof zu bestatten. Mein Vater hatte auch dem Pfarrer in Befort telefoniert, doch auch er kam nicht nach Dillingen, da dieser Gang ihm zu gefährlich war. Mein Vater hatte Reisig über den Sarg gelegt, und die provisorische Grabstätte nur oberflächlich mit Erde bedeckt.

In den kommenden Tagen rechneten wir noch immer mit dem Abzug der Deutschen und mit der endgültigen Befreiung durch die Amerikaner. Doch es sollte noch nicht sein. Stattdessen geriet Dillingen in den nächsten Tagen in so heftiges Artilleriefeuer, dass wir die Nächte im Keller verbringen mussten.

Sprengung der Grenzbrücke

Am 14. September musste auch unsere Grenzbrücke dran glauben. Von deutschen Soldaten wurden wir aufgefordert, die Fenster zu öffnen. Dann genau um 14 Uhr ein ohrenbetäubendes Krachen. Nachdem die Explosionswolken und der Staub sich gelichtet hatten sahen wir es. Von der Brücke war nur noch ein Trümmerhaufen geblieben.

Am 17. September erfolgte ein Jabo-Angriff. Amerikanische Jagdbomber traten über Dillingen in Aktion. Die meisten Einwohner suchten Schutz in den Kellern. Auch die deutschen Soldaten,

die sich noch im Dorf befanden, verschwanden von der Straße. Ein deutscher Soldat wurde bei diesem Angriff getötet. Vier Wehrmachtspferde verletzt.

Am 22. September 1944 hieß es plötzlich, alle Einwohner aus Dillingen müssten fort. Dieser Befehl kam von den Deutschen, die sich noch immer diesseits und jenseits der Sauer zu behaupten versuchten. Man machte uns darauf aufmerksam, dass wir nur das Nötigste aus unseren Häusern mitzunehmen hätten. Wehmütig und durch die schlimmen Vorkommnisse der letzten Tage moralisch am Ende, verließen wir unser geliebtes Dillingen und zogen vorerst nach Befort, wo wir wohlwollend aufgenommen wurden. In Befort blieben wir, bis die Rundstedtoffensive am 16. Dezember 1944 alle Hoffnungen und Pläne zunichtemachte.

Was niemand für möglich gehalten hatte, selbst unsere amerikanischen Befreier nicht, wurde Realität.

Die Flucht in der Rundstedtoffensive

Der deutsche Führer, dieser Wahnsinnige in der Reichskanzlei, gab sich noch nicht geschlagen. In der trügerischen Gewissheit noch eine Wende an der Westfront herbeiführen zu können, schickte er seine letzten Reserven in den Kampf. Nahm leichtfertig in Kauf, dass sowie an der Ostfront, nun auch an der Westfront, tausende Soldaten ihr Leben lassen mussten. Obschon die gesetzten Ziele nur ansatzweise erreicht werden konnten, hatte diese Offensive für Luxemburg verheerende Folgen. Tausende von bisher verschont gebliebenen Häusern wurden zerstört. Viele Zivilisten kamen durch diese Wahnsinnstat ums Leben.

Wir mussten Befort verlassen. Der Ort geriet in den kommenden Tagen in den Angriffsbereich der deutschen Sturmtruppen. Wurde sozusagen Frontgebiet. Deshalb mussten wir weiter. In amerikanischen GMC-Lastwagen wurden wir nach Rümelingen gebracht. Von dort zogen wir weiter nach Petingen, wo wir von meiner Tante, der Schwester meiner Mutter, aufgenommen wurden.

Nachdem Ettelbrück im Januar endgültig befreit war, zogen wir zu den Eltern meiner Mutter, in den „Neie Wee“. Auch Ettelbrück hatte unter der Rundstedtoffensive schlimm gelitten. Ganze Häuserreihen waren betroffen. Nur das Haus der Großeltern war noch ganz.

Anfang März hielt mein Vater die Ungewissheit nicht mehr aus. Er wollte unbedingt in Dillingen nach dem Rechten sehen. Er musste wissen, wie es in unserem Heimatdorf aussah. Er wollte sich allerdings nicht allein auf den Weg machen. Ich erklärte mich bereit, ihn zu begleiten.

Mit dem Fahrrad fuhren wir los. Wir erreichten Diekirch. Auch dort hatte die Offensive arg gewütet, noch schlimmer als in Ettelbrück. Es ging weiter über Bettendorf, Moestroff, Reisdorf. Überall dasselbe Bild. Zerstörungen, umherliegendes Kriegsgerät, Schutt und Steine. Wir machten uns auf das Schlimmste gefasst. Als wir Dillingen erreichten, stellten wir sofort fest, dass auch unser liebes Heimatdorf nicht ausgespart worden war. Überall dasselbe Bild der Verwüstung und Zerstörung. Unser Wohnhaus hatte gleich drei Einschläge bekommen. Im Haus selbst lag alles übereinander und durcheinander. Uns war klar, es würde Monate, vielleicht sogar länger dauern, bis wir wieder hier wohnen konnten.

Was uns jedoch am meisten traf, mussten wir im Garten entdecken. Man hatte den Sarg meines toten Bruders geöffnet. Den Sargdeckel nicht mehr aufgelegt, sondern einfach beiseitegestellt. Grauen erfasste mich, ich stand wie gelähmt vor dem Leichnam des geliebten Bruders. Auch mein Vater muss ähnlich empfunden haben. Seine bleiche versteinerte Miene verriet seine innere Erregung. Er sprach kein Wort.

Nachdem wir uns in unserem schwer mitgenommenen Haus alles angesehen hatten, fuhren wir nach Ettelbrück zurück. Diesmal wählten wir allerdings den Weg über Reisdorf-Keiweibach-Folkendingen nach Diekirch. Als wir in die Gegend von Folkendingen kamen, war ich so ziemlich geschafft. Der Anblick des zerstörten Hauses und der bloßgelegte Leichnam meines Bruders hatten mir so zugesetzt, dass ich ziemlich am Ende war. Mein Vater muss gemerkt haben, dass ich mich in schlechter Verfassung befand, denn er holte ein Taschenfläschchen mit Schnaps hervor, und ließ mich einen Schluck aus der Flasche trinken. Dies war zum ersten Mal in meinem Leben, dass ich Branntwein kostete. Als wir nach Ettelbrück kamen, und dort von unserem Ausflug nach Dillingen erzählten, waren alle tief geschockt.

Zurück nach Dillingen

Dann nach etwa einer Woche hielt es meinen Vater wiederum nicht mehr in Ettelbrück. Er fuhr diesmal allein nach Dillingen. Wir zogen etwa 14 Tage später ebenfalls in unsere zerstörte Wohnung, wo wir nach und nach alles wieder instand setzten.




Das Wohnhaus der Familie Schaaf nach der Ardennenoffensive

Doch es dauerte viele Wochen bis das Haus wieder einigermaßen wohnlich war. In Dillingen selbst und in der Umgebung lag überall Kriegsgerät, Waffen und Munition herum. Obschon wir von den Eltern ermahnt wurden, alles liegen zu lassen konnten wir der Vielfältigkeit des gefährlichen Angebotes nicht widerstehen. Ich selbst hatte nicht weniger als 11 Gewehre oder Karabiner gesammelt. Ich hatte diese solange in Besitz bis meine Mutter mich ernstlich ermahnte, mich der Waffen zu entledigen. Eine Maschinenpistole fand ich Jahre später noch in gutem Zustand in der Sauer. Ich überließ diese dem Patton-Museum in Ettelbrück.

Der Sarg mit dem Leichnam meines Bruders wurde etwa Ende März aus dem provisorischen Grab im Garten hervorgeholt, und in einer offiziellen Zeremonie auf dem Friedhof in Dillingen beigesetzt.

Die Teilnahme der Bevölkerung war groß, denn der Tod meines Bruders hatte die meisten Einwohner von Dillingen und aus der Umgegend tief berührt. Mein jüngerer Bruder Fonny und ich, wir vermissten Jean-Paul sehr. Schlimmer war es jedoch noch für unsere Eltern, die den grundlos und böswillig herbeigeführten Tod ihres Sohnes nie überwinden konnten.

JESUS! MARIA! JOSEF!




UNDENKEN
un den
Jean-Paul Schaaf

Hien huet sei Liewen geaffert an sengem Hémechtsduref durch feindlech Mierderhand, am sche'nen Jongenalter vun 14 an en halleft Joer, den 18. September 1944, zu Dillingen op der Sauer.

Den Herrgott huet eis hé gin,
Den Herrgott huet eis hé geholl.
Mir be'gen eis ömmer sengem hl. Wöllen.
Sein Numm ass gehellegt.

Hén empfiet sech an d'Gebieder vun senger
Familgen an all déne Leid, de' hén kannt hun
a gären häten.



R. I. P.

„Schlôf é gudde Schlôf, du le'we Jong!“

Papa, Mama, Lucien, Fonny,
Allen de' mech kannt hun „äddi“
D'Joere kommen, d'Joere gin,
T'könnst én Däg, wo' mir eis eremgesin.

Memorial Déiljen 18. September 2004

Am 18. September 2004, am 60ten Jahrestag der Ermordung von meinem Bruder Jean-Paul, gedachten wir in einer ergreifenden Zeremonie der 4 Jungen aus Dillingen, welche Opfer des Krieges wurden.

Anbei ein Auszug aus meiner Rede:

„Uechter d'Land waren an deene letzte Wochen a Mint, a sänn och nach wedder op ville Plazen Erënnerungsfeieren fir un eis Befreiung vun der Nazi-Okkupatioun durch alliéiert Truppen ze dinken.

Su wëllen och mir hei zu Déiljen, hätt, eise 4 Jungen gedinken, déi an dësem schreckleche Kréich hirt junkt Leewen hu misse loossen. Mir maachen daat fir datt d'Undinken un Sie nët verluer geet. Et kënnt den Dag, wu et keen Zäitzeien mi gëtt, da sollen awer ëmmer an iwverall déi Monumenter d'Erënnerung waach haalen un déi vergangen Kréichserlefnësser; un dat Leed, dee Martyrium, déi Angst a Verzweiflung - deem ganz Europa ausgesaat war - ma awer och ëmmer rëm drop opmerksam maachen, datt fir d'Erhalen vu Fräiheet a Fridden ëmmer muss gekämpft ginn a grussen Asaz néideg ass.

Su soll dëse Gedenksteen och Erënnerung sänn, un all d'Affer vum Kréich aus der Gemeng, et sänn der 43, an un all di Zaldoten déi hei gestuerwe sänn.

Et steet drop agraviert: Erënnerung un déi am Kréich gefale Jungen

Wi mir iis am März fir d'ischt zesummegesaat hunn ass d'Iddi direkt positiv opgeholl ginn, et huet sech direkt e klengen Organisatiounskomitee formiiért, dee mat grusser Begeesterung un d'Saach rugangen ass.

A wi du de Schäfen- a Gemengerot eis Iddi ënnerstetzt an d'Schirmherrschaft iwverholl huet ass d'Saach direkt ugelaaf.

Merci Här Burgemeester, den Hären Schäffen, an Dammen a Hären Konzelljeeën.

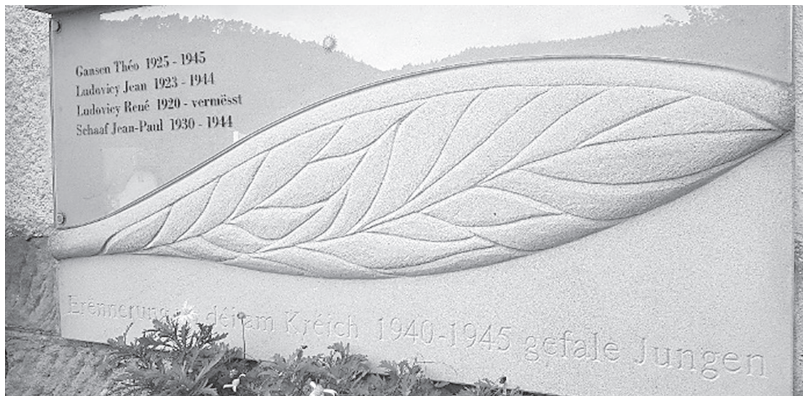
D'Madame Architektin, d'Mme Adèle Schaaf-Haas war spontan bereet iis ze hëllefen an d'Monument ass no hirem Plang an Entworf onentgeltlech entstanen.

Merci villmols Adèle!

Mir haaten vun Ufank un drop gehalen, datt et misst e Sandssteen sänn, d'Warzeechen vun eise Steebröch vu Beefort an Déljen. De Steen ass awer en Ernzenner ginn, gemeeselt a geschlaff an de Carrières Feidt zu Ernzen, d'Glas mat de Nimm vun der Miroiterie Ori-ger. Dir geséit op dem Steen eng Knosp, rausgemeeselt, et ass d'Zeechen vum Leewen,



d'Knosp bréngt eng schéi Bloum oder ee Blaat, et ass den Ufang vun eppes Schéinem. Iwwer der Knosp ass ee Glas, daat iis und d'Vergangenheet, d'Vergänglechkeet erënnert, an iis déi Nimm an Erënnung réift déi an der Bléi vun hiirem Leeuwen hu misse steerwen oni daat d'Knosp sech entfale konnt.



Et sënn di 4 Jongen Théo Gansen, d'Bridder Jean a René Ludovicy an de Jean-Paul Schaaf.

Su wéi all Duerf a Stad am Land eppes vum Kréich ze verzeele weess, su hunn och mir hei munches erleeft, wat fest an eiser Erënnung bliwen ass-

- Su z.B. d'Aarbechtlager um Pëlsenhaff, vis à vis vun der Millebach, wou e puer honnert Rekruten aus den 30er Jaren am Asaz waren, fir d'Siegfridlinn mat sënge Bunkeren ze bauen.

- Den 10. Mee 1940, den Amarsch an Ufank vum Kréich.

- Di Déiljer Leit waren ëmmer am Kontakt mat de Preisen, well si vill Lännereien doiwwer haten an bäi den Zollbeamten hu misse passéieren.

-Um Keepchen ass 1942 e Flieger rofgefal.

-4 Famillen haten 1 Jung verstoppt. Wat daat geheescht huet, daat wësse mer all! Erwëscht ze ginn, war der Dutt!

Am Haus Ferring, am Haus Grosbusch, (a Karels) Wies-Neu. An an der Scheedheck beim Jos Kiefer-Daleiden. Et ass gutt ausgaang!

-Den Emil Grosbusch war e gudde Radiotechniker an och gutt ageriicht an iwwer alles informéiert, seng Anlag stung um Späicher.

-Sonndes den 10. September „Ugrëff vun de Jaboën;- si hu geschoss op alles wat gewibbelt huet. 1 Doudegen, zech Verwonnter, futtis Päerd a 4 Blesséierter.

- Wi den 11. September d'Amerikaner zu Wuelendref ageréckt sënn an iwwer d'Koppe vu Bisdorf an Hommertgen gezu sinn.

- Den 14. September Sprengung vun der Sauerbréck.

-Den 18. September – Spähtrupp.- 11 Mann op Bigelbach;

-Den 18. September ass de Jean-Paul erschoss ginn!

-Vum 18. bis 22. September an de Kellere geschlof.

-Den 22. September am Newel mat dem Vëi a mat Weenercher op Beefort.

Zu Beefort bis den 5. Januar, dunn op Remeleng an op Ettelbréck!

Rëm doheem, den halwe März 1945.

Duerfir hu mir den 18. September geweelt, fir eis Feier, well et fir d'Lett den Dag war wu Sie sech entscheed hunn, d'Duerf ze verloossen.

Och no 60 Jar mussen mir iis froën, wu stinge mir hätt, wann d'Invasioun an der Normandie nët gegléckt wir? Ganz sécher net hei op dëser Plaz!

Et war eng batter erkämpfte Fräiheet.

6000 Lëtzebuerger sënn an dësem schreckleche Kréich ëmkomm.

*Verzeien, JO, soss ass kee gemeinsam Europa a kee Fridden méiglech, ma vergeessen, NEEN!
Et ass a muss duerfir Flicht bleiwen, ze suergen datt d'Erënnerung erhalte bleibt an datt d'Affer
vun deemols nie vergees ginn, an net ëmssoss waren.“*

(Ried vum Lucien Schaaf)

Ich möchte schließen mit einem Wort des Dankes.

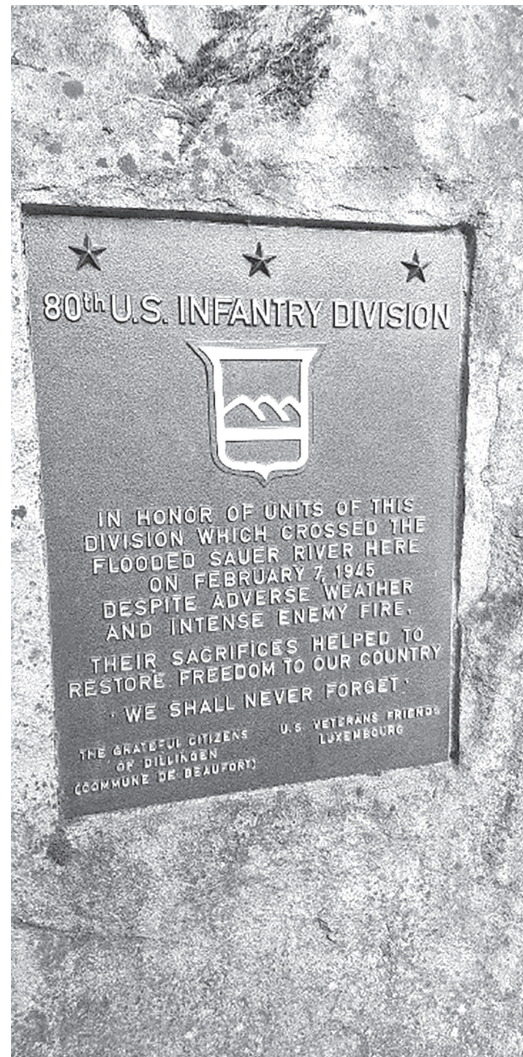
Auf Einladung der „U.S. Veteran Friends“ besuchte am 22. Juni 2007 eine Gruppe amerikanischer Freunde, Soldaten und Familienangehörige der „80th Infantry Division“ jene Orte an denen die amerikanischen Soldaten gekämpft hatten.

Bei dieser Gelegenheit wurde ein Gedenkstein am Ortseingang von Dillingen errichtet, an der Stelle an welcher unter großen Opfern am 7. Februar 1945 die Amerikaner die Sauer überquerten, um den deutschen Bunker in der Nähe der gesprengten Sauerbrücke zu zerstören.

Mein Dank geht an unsere amerikanischen Freunde, an die Gemeindeverwaltung Befort und an Herrn Georges Daubenfeld, Mitglied der U.S. Veteran Friends Luxembourg. Sie haben die Errichtung dieses Gedenksteins am heutigen Fahrradweg ermöglicht.

Mögen beide Gedenkstätten, am Ortseingang und an der Dorfkirche von Dillingen, uns immer in Erinnerung rufen:

„We shall never forget“.



Wehrmachtserinnerungen von Edmond Dupont



Ich wurde am 23. Juli 1920 in Rümelingen geboren. Nachdem ich dort an meinem Geburtsort die Primärschule besucht hatte vervollständigte ich meine Studien im Athenäum in Luxemburg. Mein Wunsch war es, Apotheker zu werden, so dass man, wie es in den damaligen Jahren obligatorisch war, eine Stagezeit ableisten musste, bevor man zu einem Universitätsstudium zugelassen wurde. Ich wurde zwischen 1939 und 1940 in der Apotheke Faber in Larochette als Praktikant aufgenommen. Nachdem dann die Deutschen im Lande das Zepter übernommen hatten, wurde ich zu einem weiteren Stage in die Apotheke Flora nach Bitburg geschickt.



Dann, am 7. Oktober 1941 musste ich in den Reichsarbeitsdienst, nachdem dieser am 23. Mai 1941 für die weibliche und männliche Jugend ab Jahrgang 1920 eingeführt worden war. Hier konnte ich noch von Glück sagen, da ich diesen auf 6 Monate anberaumten Dienst zwar auf deutschem Gebiet, doch in Konz, nahe der luxemburgischen Grenze ableisten durfte. Nachdem ich am 31. März 1942 entlassen worden war, währte es nicht lange, bis der verbrecherische Gauleiter den obligatorischen Wehrdienst für die männlichen Jahrgänge 1920 bis 1924, am 30. August 1942 verkündete. Mein Geburtsjahrgang war mithin der Erste, der dazu berufen war, dem unseligen Befehl dieses schurkischen Gesinnungsgenossen seines perversen Führers Folge zu leisten, um für Nazideutschland in den Kampf zu ziehen. Während die ersten Kollegen meines Jahrgangs bereits am 18. Oktober 1942 dem Stellungsbefehl Folge zu leisten hatten, wurde mir noch eine Galgenfrist eingeräumt. Dann am 25. Juni 1943 war es soweit. Ich



hatte mich bereits in der Frühe dieses schicksalsträchtigen Tages auf dem Bahnhof in Luxemburg einzufinden. Von hier aus ging es nach Trier, dann über Saarbrücken, Landau, Stuttgart, Augsburg bis Ingolstadt, wo wir am Abend, gegen 19 Uhr eintrafen. Dort angekommen, wurden wir in eine Kaserne gebracht, wo wir bereits am kommenden Tag unsere Ausrüstung empfangen. Hier in Ingolstadt sollte unser Gastspiel jedoch nicht von allzu langer Dauer sein. Nach einer kurzen jedoch harten Ausbildung, während der wir mehrere Male gegen alle möglichen Krankheiten geimpft worden waren und 250 ccl Blut gespendet hatten sollten wir an die Front. So wie man uns mitteilte, war unser Bestimmungsort Nowograd-Wolinsk (Zwiahel).

Es war am 8. Juli 1943, einem regnerischen Tag, als wir mit Sang und Klang, schwer bepacktem Tornister und K98-Karabiner die Kaserne verließen und in Reih und Glied zum Bahnhof marschierten. Bereits bei unserer Abfahrt lag über uns allen ein Gefühl von Schwermut und Ungewissheit, obwohl eine gewisse Neugierde nach dem weiten Osten und den damit verbundenen Drang nach Erlebnissen, diese Bedenken teilweise wieder verdrängte.

Gegen 19 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Ich selbst hatte in einem der letzten Güterwagen, gemeinsam mit 32 anderen Rekruten Platz genommen. Unter ihnen auch Luxemburger, Lothringer, und Slowenen. In der Nacht erreichten wir Regensburg. Am folgenden Abend, gegen 19 Uhr kamen wir in Pilsen, in der damaligen Tschechoslowakei an. Hier sahen wir die Skoda-Werke, die erst einige Tage zuvor von der britischen R.A.F. bombardiert worden waren. Am Morgen des 10. Juli, um 2 Uhr nachts, wurden wir aus dem Schlafe geweckt und fassten im Bahnhof in Prag unsere erste warme Verpflegung, seit dem Beginn unserer Fahrt. Von der Stadt sahen wir leider nur die dunklen Schatten der Gebäude. Weiter führte uns die Bahn über Geyersberg nach Glatz an der Neisse, dann durch eine gebirgige Gegend und von Seen getränkte Täler bis nach Breslau, wo es einige Stunden Rast gab.

Am Sonntag den 11. Juli geht die Fahrt weiter über Kattowitz, Zentochau durch die polnische Ebene nach Warschau. Kinder und Frauen die barfuß umherlaufen, betteln um ein Stück Kommiss. Sie verkaufen Limonade zu einem teuren Preis, sie erklettern die im Güterbahnhof abgestellten Eisenbahnwagen, füllen die mitgebrachten Säcke mit Koks und verschwinden wieder. Angesichts so großen Elends sehen wir stillschweigend diesem Treiben zu. Unsere Vorgesetzten haben nichts Besseres zu tun, als uns durch mehrstündiges Exerzieren auf einem nahegelegenen Feld ins Schwitzen zu bringen. Aber die gute Nachricht von der gelungenen Landung amerikanischer Truppen auf Sizilien lässt uns unsere Empörung zum Teil wieder vergessen. Am

folgenden Morgen fehlen beim Appell zwei Luxemburger, und die uns begleitenden Offiziere mahnen uns mit drohenden Worten einen nicht gerade herzlichen Empfang in Zwiahel an.

Am Abend setzt der Zug sich wieder in Bewegung. Von der Weichsel-Brücke aus genießen wir einen wunderbaren Ausblick auf die Millionenstadt. Die Spuren des Kriegsgeschehens sind in der Abenddämmerung teilweise sichtbar. Deblin, 107 km von Warschau entfernt, erreichen wir in der Frühe des 13. Juli. Um 13.30 erfolgt die Weiterfahrt nach Lublin, wo wir um 16.30 ankommen. Wir freuen uns auf eine warme Mahlzeit.

Bei der Ausfahrt aus dem Bahnhof von Lublin werden unsere Karabiner zum ersten Male scharf geladen und eine gewisse Spannung bemächtigt sich unser. Von nun an ziehen wir in Erwartung eines eventuellen Überfalles durch Partisanen nachts unsere Stiefel nicht mehr aus.

Von Heirim (Zawada) aus gelangen wir am 15. Juli nach Rawa-Ruska. Nach einer beschwerlichen Fahrt über ein höher gelegenes Plateau erfolgt unsere Ankunft in Lemberg-Hauptbahnhof um 13.45 Uhr. In verschiedenen Stadtteilen sind noch schwere Verwüstungen sichtbar.

Am 16. Juli nehmen wir Abschied von Lemberg und fahren mit Höchstgeschwindigkeit der Kornkammer Europas entgegen. Weite Kornfelder dehnen sich vor unseren Augen aus. Abgeschossene Panzer zeugen von schweren Kämpfen, die hier stattgefunden haben.

Plötzlich ein Krach. 17 geladene Karabiner, die auf zwei Querlatten über unseren Köpfen hingen, stürzen hernieder und verletzen mehrere Kameraden. Einer trägt eine schwer blutende Verwundung am linken Arm davon, verursacht durch den Aufschlag der Mündung eines Gewehrs. Zwischen Sdolbunow und Schepetowka liegen zahlreiche zur Entgleisung gebrachte Züge. Ungarische und rumänische Truppen sind hier zur Sicherung kriegswichtiger Anlagen eingesetzt. Vor der Abfahrt in Schepetowka, am Samstag den 17. Juli, habe ich Gelegenheit mich von dem tatsächlichen Bestehen der Prügelstrafe in der rumänischen Armee zu überzeugen. Ein rumänischer Unteroffizier schlägt mit einer Art Peitsche auf einen Soldaten ein, der wahrscheinlich gegen die Disziplin verstoßen hat.

Die Fahrt nach dem fernen Osten nähert sich ihrem Endziel. Wir packen unser Ausrüstungszeug und halten Ausschau nach dem für uns bestimmten Einsatzort. Punkt 12 Uhr stehen wir auf dem Bahnhof von Zwiahel und recken unsere müden Glieder.

Kurz darauf schwingen wir den vollgepackten Tornister auf den Rücken und marschieren bei glühender Hitze auf der Rollbahn der Kaserne zu. Todmüde, nach einem Marsch von 6 Kilometern, biegen wir in den Kasernenhof ein und atmen erleichtert auf.

Der Bataillonskommandeur empfängt uns ohne ein Wort des Grußes und beginnt übergangslos mit der Einteilung in Kompanien.

Hinter mir bricht einer zusammen, aber noch immer lässt man uns stehen, ohne auf das uns niederdrückende Gewicht der Tornister Rücksicht zu nehmen. Einige versuchen den Lauf unter den Tornister zu schieben, um das Gewicht erträglicher zu machen. Die Rücksichtslosigkeit des Bataillonskommandeurs ist möglicherweise auf das Verschwinden der beiden Kameraden zurückzuführen. Ein Gewitterregen prasselt plötzlich hernieder und nachdem wir alle bis auf die Haut durchnässt sind, gibt der Major endlich den Befehl in die Unterkunft wegzutreten.

Im Einsatz

Der Monat Januar 1944

An dem Tage an dem wir von unserem Gefechts-Posten, im Schlachthaus, in die Kaserne zurückkehren ist unsere Freude groß. „Do swidanija“ schmetterten wir aus voller Brust in die Umgebung. Aber unsere gute Laune soll nur von kurzer Dauer sein. Bei Einbruch der Dunkelheit nämlich, wird Alarm gegeben und in kaum einer Stunde haben wir die Stellungen im Abschnitt Westkaserne (Stallgebäude) besetzt. Die langen Rückzugs-Karawanen, die an den vorigen Tagen nach Westen zurückfluteten, sind nicht mehr sichtbar und es herrscht um uns herum eine unheimliche Stille. Am Nachmittag sind 6 russische Panzer, 15 Kilometer von Zwiahel entfernt gemeldet worden. Noch glauben wir nicht daran, dass die Front so nahe an uns herangerückt ist.

Samstag, den 1. Januar 1944

Mitternacht: Liege mit dem Luxemburger Wolter Marcel in vorgeschobener Stellung auf Horchposten. Ein rotes Leuchtgeschoss schnellte gegen Himmel, gefolgt von einer violetten Leucht-kugel, was bedeutet, dass wir mit einem Angriff der Russen zu rechnen haben. Uns wird es unbehaglich zu Mute. Mit einem Satz springen wir aus dem Schützenloch und laufen inmitten der inzwischen nach allen Seiten sich verbreitenden Schießereien nach rückwärts. Hier erfahren wir in der MG-Stellung, dass die deutschen Truppen das neue Jahr einschießen. Erst jetzt fällt uns ein, dass ein neues Jahr begonnen hat. Beim Erscheinen unseres Unteroffiziers vor dem Bunker bleibt uns nichts anderes übrig, als auf Horchposten zurückzukehren.

8 Uhr: Ein Spähtrupp von 20 Mann, dem auch ich angehöre, bricht Richtung Alexandrowka auf. Hier erhalte ich meine Feuertaufe, in einem halbstündigen Gefecht mit 5 Russen. Als aus einem benachbarten Ort 80 bis 100 Russen herannahen, ziehen wir uns im Eiltempo zurück.

12 Uhr: 28 russische Panzer mit aufgesessener Infanterie rollen von Nataliendorf heran. Es kommt zu einem furchtbaren Feuerhagel auf unsere Stellungen, so dass wir keine andere Möglichkeit erkennen, als unsere Stellungen aufzugeben. Unser Kompaniechef allerdings nennt uns Feiglinge und treibt uns wieder in die aufgegebenen Stellungen zurück. Unsere vorderste Stellung ist inzwischen von den Russen besetzt worden. Wir können nur noch die weiter rückwärts bestehenden Schützengräben besetzen. Russische Panzer nähern sich auch dieser neuen Stellung bis auf kurze Entfernung. Wir kauern in den Löchern, und ich stelle fest, dass noch vier Luxemburger in der Nähe sind. Pausenlos liegen wir unter Beschuss der russischen Panzerkanonen. Wir kommen hier nicht mehr weg. Wir beschließen, den Anbruch der Dunkelheit abzuwarten, um uns dann zurückzuziehen. Das Feuer auf unsere Stellungen nimmt zu. Die Angst geht um, hat uns alle ergriffen. Wir hören Schritte um unsere Stellungen. Sind es Russen? Wir denken daran, uns zu ergeben. Einer streckt die Hände hoch und schreit: „Nicht schießen“. Ein Schwerverwundeter mit zeretzter Hand und Splitter im Kopf richtet sich vor uns auf und ruft nach dem Sanitäter. Unsere Gruppen finden sich allmählich wieder zusammen. Kurz vor Anbruch der Dunkelheit greift russische Infanterie mit ihrem Schlachtruf „Hurräh“ an. Unsere beiden MG schlagen den Angriff etwa 30 bis 40 Meter vor unserer Stellung ab. Eine unserer MG-Stellungen bekommt einen Volltreffer. Ein großer Holzschuppen brennt neben uns ab, so

dass wir unsere Köpfe nur für kurze Zeit aus der Stellung herausheben können. Russische Panzer stehen am Eingang des Stalles bis zum nächsten Morgen. Leuchtraketen erhellen von Zeit zu Zeit das Vorfeld. Eine Stunde Schlaf im nasskalten Bunker. Granatwerfer und Stalinorgel schießen in die Stadt. Zwiabel ist von allen Seiten umzingelt. Von der Lage in dem Nebensektor wissen wir gar nichts.

Sonntag, 2. Januar 1944

Um den Bahnhof herum toben schwere Kämpfe. Es sind keine deutschen Panzer in unserem Sichtbereich, so dass wir den russischen Angriffen ohne Unterstützung von Panzern standhalten müssen. Ein einzelnes deutsches Flugzeug erscheint plötzlich über uns, wirft 4 Bomben ab und verschwindet wieder. Tagsüber heftiger Schusswechsel mit russischer Infanterie. Die vom Feind vorgetragenen Angriffe sind jedoch von Panzern unterstützt. Wir sichern ein eigenes schweres Infanteriegeschütz, das sich nach dem Abschuss von drei russischen Panzern allerdings aus der direkten Kampfzone zurückzieht. Gegen Abend wird der Druck der Russen so stark, dass wir gezwungen sind uns unter Aufgabe unseres Materials aus unseren Stellungen zurückzuziehen. In Schützenreihe versuchen wir bis zu unserem Ausgangspunkt, dem Schlachthof, zurückzugehen. Kurz davor geraten wir in mörderisches Granatwerferfeuer. Die Einschläge liegen mitten unter uns. Willi Deden erhält einen Volltreffer. Darauf werden wir vom Schlachthof aus von eigener Infanterie beschossen. Obschon wir noch immer unter Granatwerfer-Beschuss liegen, können wir die Stadtmitte erreichen. Wir hören das Motorengeräusch russischer Panzer. Unsere Kolonne wird von russischen MG's unter Feuer genommen. Ich bin einer der letzten der die Smolka-Brücke überschreitet. Wir sind der Meinung, das Schlimmste jetzt überstanden zu haben.

Zu Fuß versuchen wir so schnell wie möglich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich zu entkommen. Ich gehöre nach wie vor zum MG-Team, so dass ich einen schweren Munitionskasten zu tragen habe. Dieser wird von Kilometer zu Kilometer schwerer. Nach etwa 20 Kilometer Marsch, bin ich so erschöpft, dass ich mich von meinem MG-Kasten trenne. Ich werfe ihn einfach weg. Glücklicherweise ist keiner darauf aufmerksam geworden, denn meine Tat wird als „Zersetzung der Wehrkraft“ mit dem Tode bestraft. Ein von deutschen Truppen aufgegebener Verpflegungstross liegt am Rande der Straße. Vor uns befindet sich der Ort Kikowa, dessen Name sich nunmehr tief in mein Gedächtnis eingepägt hat.

Montag, den 31. Januar 1944

Über Kikowa liegt ein roter Himmel. Die Ortschaft selbst brennt. Dutzende von Häusern stehen in Flammen. Ein russischer Panzerwagen nähert sich uns bis auf etwa 150 Meter und beschießt uns von der Flanke. Die Einschläge liegen glücklicherweise alle zu kurz. In der Ferne rollt der Nachschub der Russen auf Kikowa heran. Am Ortseingang liegen die ersten Toten, Russen und Deutsche. Erst jetzt wird mir auf einmal klar, dass ich mich am Schluss der Rückzugs-Kolonne befinde. Die Russen haben sich in Kikowa festgesetzt und es bleibt uns nur noch die Rollbahn als einzige Rückzugsstraße.

In kurzen und langen Sätzen arbeite ich mich im Straßengraben entlang, um zur Kolonne aufzuschließen. Wir hasteten an Verwundeten und Toten vorbei. Die Kugeln pfeifen von zwei Seiten um unsere Köpfe. Zu allem Überflus regnet es in Strömen. Bis auf die Haut durchnässt robbe ich durch den Straßengraben weiter. Am oberen Ende des Dorfes überquere ich die Rollbahn

im Laufschrift. Unsere Pak schießt fortwährend ins Dorf hinein. Weitere Häuser wurden durch Leuchtschmuckmunition in Brand gesetzt.

Meine Division hat bei diesen Kämpfen zahlreiche Tote und Verwundete zu beklagen. Viele von ihnen mussten auf dem Schlachtfeld zurückgelassen werden. Zahlreiche vollblütige Reiterpferde liefen herrenlos umher. Mancher Unteroffizier und Gefreiter hatte sich die Abzeichen seines Grades von der Schulter gerissen. Keiner von ihnen wollte bei einer eventuellen Gefangenschaft als Ranginhaber erkannt werden. Unser Oberst hatte die Ortschaft in einem mit Stroh beladenen Panzer durchquert. Die Sanitätswagen waren überfüllt mit Verwundeten. Nachdem ich mich etliche Minuten lang an einem niedergebrannten Haus getrocknet hatte ging es eilig weiter über Felder und Wälder, ins rückwärtige Gebiet. Im Laufe des Nachmittags überfällt mich der Hunger und die Müdigkeit. Erst nachdem ich ein Stück Speck, das ich als eiserne Ration mit mir führte und eine Dose Büchsenfleisch, die ich von einem Verpflegungswagen stahl gegessen habe, fühle ich mich besser. Es ist die erste Nahrung seit mehr als zwei und einem halben Tagen. Nun bin ich wieder in der Lage, den Weg fortzusetzen, indem ich mich auf ein Panzefahrzeug stützte, das zu einer Flüchtlingskolonne gehört. In der Zwischenzeit habe ich wieder Anschluss zu mehreren Soldaten meiner Truppe gefunden, die so wie ich, auf eigene Faust versucht haben dem aussichtslosen Kampf mit einem überstarken Gegner zu entkommen. In der folgenden Nacht wagen wir uns nur vorsichtig weiter. Erst nachdem wir das vor uns liegende Gelände ausgekundschaftet haben, geht es mit Hilfe eines Marschkompasses weiter. Ausgesandte Spähtrupps geben das Zeichen, dass wir uns gefahrlos an russischen Dörfern vorbei, über sumpfige Wiesen und verschlammte Feldwege weiterbewegen können. Da unsere Wasserflaschen seit längerer Zeit leer sind, stillen wir unseren Durst, indem wir haufenweise Schnee in den Mund schieben.

In der Ferne gehen einige Leuchtraketen hoch. Wir gehen in Deckung. Panzerwagen kommen über die Rollbahn und nähern sich uns. Es sind deutsche Panzer einer SS-Division. Ich möchte schreien: „Gerettet“! Etliche hundert Schritte sind es noch bis zum nächsten Dorf. In den ersten Häusern suchen wir Quartier. Ich habe einen solchen Durst, dass ich gleich mehrere Glas Wasser trinke. Ich benötige mehr als zwanzig Minuten, um mich meiner nassen Stiefel zu entledigen. Es gibt welche, die es nicht schaffen und genötigt sind, sie einfach durchzuschneiden. Todmüde falle ich bald darauf in einen tiefen Schlaf.

Dienstag, 4. Januar 1944

Gegen 8 Uhr treten wir den Marsch nach Schepetowka an. Deutsche Sprengkommandos zerstören Eisenbahnlinien und Brücken. An mir vorbeifahrende LKW's sind vollgestopft mit versprengten Soldaten der verschiedensten Einheiten. In einem großen Wald vor Schepetowka sehen wir zur Front rollende deutsche Panzerwagen. Es sind die Panzer, die wir an den vorherigen Tagen so sehr vermissten. Um den mich quälenden Durst zu löschen esse ich immer wieder Schnee. Endlich lichtet sich der Wald. Vor uns schimmern die Lichter am Bahnhof von Schepetowka. Um 21 Uhr betrete ich völlig erschöpft das Bahnhofsgebäude. Innerhalb von zwei Tagen bin ich über 50 Kilometer marschiert. Nicht nur ich, sondern alle Kameraden sind erschöpft. Die Nacht verbringe ich auf einer Bank im Wartesaal. Trotz der ungünstigen Lage schlafe ich tief und fest.

Mittwoch, 5. Januar 1944

Am Morgen schmerzen mich alle Glieder und mühselig tripple ich zum Sammelplatz meiner Kompanie, einem in der Nähe gelegenen Kinosaal. Etwa eine Stunde später marschieren wir in Kolonne nach Staro-Konstantinow. Da ich nicht mehr marschfähig bin, verbringe ich mit einer Reihe anderer Soldaten die Nacht in Schepetowka, in einem russischen Privathaus und genieße dort russische Gastfreundschaft. Der Ehemann unserer Gastgeberin ist 1941 in der russischen Armee gefallen. Wir unterhalten uns mit Lydka und Wasil, den Kindern, die ein paar Brocken Deutsch verstehen. Beide arbeiten in einer Zuckerfabrik. Der Bruder der Hausfrau, Schuster von Beruf, bietet sich bereitwillig an, meine aufgerissenen und steinharten Stiefel zu flicken und einzufetten. Nachdem wir uns mit heißem Wasser gewaschen und rasiert haben, fühlen wir uns wieder wie neue Menschen.

Donnerstag, den 6. Januar 1944

Zum Frühstück gibt es „Kartoschkas“ mit Gurken und Sauermilch. Unsere Wirtin weint, als wir Abschied von ihr nehmen. Über Glatteis schleichen wir bis zur Rollbahn. Meine Beine und Füße schmerzen noch immer beim Marschieren. Ein Panzerwagen bringt uns nach Staro-Konstantinow, 53 Kilometer südlich von Schepetowka. Es ist dies eine schwer kriegsbeschädigte Stadt, die vom ersten Augenblick an, einen trostlosen und finsternen Eindruck in mir hinterlässt. Im Kinosaal treffe ich noch einige Luxemburger, im Begriff Marschverpflegung zu fassen.

Freitag, den 7. Januar 1944

Zu 5 Mann marschieren wir nach Kremenschuki, etwa 18 Kilometer von Staro-Konstantinow entfernt, wo wir gegen 15 Uhr ankommen. Meine Kompanie zählt momentan nur noch 60 Mann und ist in Wellicky-Yuantschi einquartiert. Abgelegen in winterlicher Landschaft, von Schnee und Eis umgeben, verbringen wir einige Tage in Ruhe. Unsere Verpflegung ist äußerst knapp, das heißt 3 Mann erhalten ein Kommissbrot für 2 Tage. Unsere Gastgeberin backt Brot und kocht für uns. Mit Staunen stellen wir fest, dass es hier Knorr's Erbsensuppe gibt. Wellicky-Yunatschi ist an der Eisenbahnlinie nach Schepetowka gelegen. Ab und zu treffen noch einige Nachzügler des schwer angeschlagenen 488. Grenadier-Ersatzbataillons (147. Grenadier-Division) ein.

Sonntag, 9. Januar 1944

Verlese Appell, Bestandsaufnahme und Verteilung von frischen Socken. Gruppenweise findet die Verteilung in den Häusern statt, die wir als Quartier bezogen haben. Jeder bekommt 2 Glas Schnaps. Briefe nach der Heimat dürfen noch geschrieben werden und gehen noch auf den Weg. Aber in 2 bis 3 Monaten werden wir, wie unser Leutnant uns mitteilt, keine Post von zu Hause mehr empfangen. Unsere Enttäuschung ist groß, da wir damit rechneten aus der Kampfzone herausgezogen zu werden. Missmutig beugen wir uns über unsere verrosteten Karabiner und reinigen sie mit Sand und Asche.

Freitag, den 14. Januar 1944

Ich verhandle mit unserer Gastgeberin. Eine Decke für 2 Hühner und ein Brot. In der Luft herrscht rege Fliegertätigkeit. Während der Nacht ein Stalinorgel-Konzert aus Richtung Schepetowka. Wir befürchten ein zweites Zwiahel und packen unsere Sachen. An Ausrüstungen haben

wir nur noch unsere Gewehre. Wir fassen Marschverpflegung für 3 Tage und halten uns am nächsten Morgen fertig zum Abmarsch. Mit Besorgnis erfahren wir, dass die Wehrmacht Panzergrenadiere benötigt, und dass man uns dazu auserwählt hat. Wir sehen dem zweiten Fronteinsatz mit mehr Besorgnis entgegen als bei unserem ersten Einsatz, denn jetzt wissen wir, was auf uns zukommt. Dass an der Front der Tod allgegenwärtig ist, zumal wir in der Zwischenzeit zur Genüge erfahren haben, dass der Russe uns an Kräften weit überlegen ist.

Samstag, 15. Januar 1944

Ab 7 Uhr sind wir abmarschbereit. Auf der Eisenbahnstrecke nach Schepetowka verkehren keine Züge mehr und der Kanonendonner grollt und kommt immer näher. In Gefäßen aus Ton kochen wir am Kaminherd Tee und Pudding. Als Brennmaterial verwenden wir Torf und Stroh. Unsere Gastgeberin hat ein Lager über dem Kamin. Sie räkelte sich träge und kaut Sonnenblumenkerne. Um uns kümmert sie sich nicht.

Sonntag, 16. Januar 1944

Um 11 Uhr werden wir auf LKW's verladen. Etliche Frauen weinen als sich die Wagen in Bewegung setzen. Etwa 100 Kilometer südwestlich Wellicky-Yunatschi, nach einem Marsch von 7 Kilometern, bei Dunkelheit und durch eine schneeige Landschaft werden wir nach einem unfreundlichen Empfang von unseren neuen Chefs, in einem sauberen ukrainischen Dorf, 190 Kilometer von Lemberg entfernt einquartiert.

Dienstag, 18. Januar 1944

Ich werde dem ersten Zug als 3. MG-Schütze zugeteilt. Um 14 Uhr hält unser neuer Oberleutnant eine Ansprache; und zwar teilt er uns mit, dass wir in Kürze das 1. Bataillon an der Front ablösen. Er verspricht uns eine starke Unterstützung von schweren Waffen und versucht mit abfälligen Bemerkungen über die Rote Armee, den in Nowograd-Wolinks in uns gefahrenen Panzerschreck aus unserem Gedächtnis zu vertreiben.

In den folgenden Tagen werden wir einer äußerst harten Ausbildung unterworfen. Zum Schluss werden wir in der Bekämpfung feindlicher Panzer und im Umgang mit der Panzerfaust unterrichtet. Unsere Verpflegung ist gut und ausreichend. Meine Gruppe zählt 6 Luxemburger, 1 Lothringer und 2 Deutsche. Wir empfangen neue Karabiner, automatische Gewehre mit Seitengewehr, leere Konservenbüchsen als Kochgeschirr und spät am Abend bekommen wir noch Winterkleidung.

Am Montag, den 24. Januar 1944, in der Frühe, verlassen wir auf unseren Muli's (Maultiere) Fidori und fahren über Proskurow, Staro-Konstantinow nach einer Ortschaft, die 18 Kilometer von Schepetowka entfernt ist. Um diese Stadt wird bereits heftig gekämpft, und es ist dem Iwan gelungen in einen Teil der Stadt einzudringen.

Am Samstag, den 29. Januar 1944, empfangen wir nach dem Einrücken vom Exerzieren, Filzstiefel, Schuhe, eine Decke, frische Wäsche und wir requirieren Spaten. Am Abend beziehen wir nach einer Fahrt von 15 Kilometern neue Quartiere.

Am Sonntag, den 30. Januar 1944, wird eine Delegation nach Staro-Konstantionov gesandt zur Beisetzung des gefallenen Kommandeurs der 7. Panzerdivision, Generalmajor Schulz, genannt Panzerschulze.

Generalmajor Adelbert Schulz



Bei Kiew versuchten die Sowjets durchzubrechen. Ihre Artillerie hämmerte ununterbrochen und stundenlang auf die deutschen Stellungen. Die Grenadiere glaubten nicht mehr daran, aus dieser Hölle von Stahl und Eisen lebend herauszukommen.

Irgendwo nahe den vordersten deutschen Linien standen hinter den kleinen strohbedeckten Häusern eines Dorfes schwere Panzer, die den bedrängten Grenadiere Hilfe bringen sollten. Sie waren als „Korsettstangen“ der Front gedacht.

Die Panzer standen unter dem Kommando eines jungen Obersten. Die Männer nannten ihn „Panzer-Schulz“. Es war Adelbert Schulz, den die meisten seiner Panzerfahrer nur mit der Zigarre im Mund kannten.

Besonders im Abschnitt der Heeresgruppe Mitte, im Raume von Klein, zeichnete sich Schulz als Panzerführer hervorragend aus.

Für persönliche Tapferkeit wurde ihm im Januar 1944 die höchste deutsche Auszeichnung, die Brillanten zum Ritterkreuz, verliehen. Mit sofortiger Wirkung wurde er zum Generalmajor befördert und gleichzeitig zum Kommandeur der 7. Panzer-Division ernannt.

In den Wintermonaten war im Südabschnitt der Ostfront eine heftige Abwehrschlacht entbrannt. Die 7. Panzerdivision spielte Feuerwehr; musste Lücken schließen, Einbrüche ausbügeln, Gegenangriffe fahren und verteidigen. Wo es brannte, wurde die 7. Panzerdivision eingesetzt. Nachdem Schulz ausgangs Januar 1944 einen kurzen Urlaub im Kreise seiner Familie verbracht hatte, kehrte er an die Front zurück.

Die Division war inzwischen im Raume Schepetowka eingesetzt und sollte zum Gegenangriff antreten. Der Gegner verteidigte erbittert und machte keine Anstalten, seine Stellung zu räumen. Der Angriff rollte und an verschiedenen Stellen konnten kleinere Einbrüche erzielt werden. Der Durchbruch gelang jedoch nicht. Gerade wollte Schulz den Feind umfassen, als ihm die Nachricht übermittelt wurde, dass der Angriff auf der ganzen Linie zum Erliegen gekommen wäre.

Der Divisionskommandeur fuhr in seinem Spähwagen zu den Abteilungen und befahl die Kommandeure zu einer Besprechung. Da schlug in kurzer Entfernung eine Granate ein. Ein Splitter traf den General am Kopf. Obschon er sofort mit einem Flugzeug zum Lazarett geflogen wurde, kam jede Hilfe zu spät. Unterwegs starb Adelbert Schulz, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Quelle: Mit Schwertern und Brillanten, Erich Pabel Verlag Rastatt in Baden, 1959

Am Montag, den 31. Januar 1944 stehe ich 2 Stunden lang Ehrenwache vor der Bahre des toten Generalmajors. 5 Generäle wohnen der Beisetzung Generalmajors Schulze bei. Die Beisetzungs-Zeremonie wurde in einem Film aufgenommen. Bei der Ehrenkompanie waren zahlreiche Luxemburger vertreten.

Der Monat Februar 1944

Dienstag, 1. Februar 1944

Wir passieren Starokonstantinow, Proscurow und legen an diesem Tag 170 Kilometer zurück.

Mittwoch, den 2. Februar 1944

Die Fahrt geht weiter über die polnisch-ukrainische Grenze nach Podwolociska. Wir freuen uns mächtig. Zahlreiche abgeschossene, schwere russische Panzer liegen längs der Straße. Am Nachmittag erreichen wir Tarnopol, ein nettes Städtchen, das ich später noch einmal wiedersehen werde, diesmal aber als schwer umkämpfte Stadt.

Donnerstag, 3. Februar 1944

Beim Erwachen auf unsern Muli's bemerken wir mit großer Enttäuschung, dass unsere Fahrzeuge sich nicht wie erwartet nach Lemberg, sondern nach Dubno bewegen. 5 Kilometer vor dieser Stadt gehen wir gegen Mittag in Stellung. Russische Panzer und Flieger beunruhigen die Gegend. Vor Abend fahren wir durch Dubno. Nach einer nasskalten Fahrt über schlammige Wege legen wir uns in einem kalten Raum zum Schlaf.

Freitag, 4. Februar 1944

Ein schwerer Schlag: Heute werden wir zum Angriff übergehen. Nach einer Fahrt von etwa 20 Kilometer auf der Rollbahn Dubno-Rowno, welche durch zahlreiche Artilleriegeschütze gesichert ist, gehen wir in Bereitstellung. Deutsche Panzer fahren vor und beschießen die vor uns liegenden Dörfer. Vom Iwan ist nichts zu sehen; russische Kavallerie hat sich am Vortag zurückgezogen. Wir marschieren 10 Kilometer weit über weichen Boden, die MG-Kästen werden zur Last. Beim Bau einer MG-Stellung erscheint 50 Meter über uns ein russischer Aufklärer mit einem mächtigen Sowjetstern. Es wäre nicht schwer gewesen, ihn abzuschießen, zumal 2 Maschinengewehre neben uns bereitstanden.

Kaum haben wir Quartier bezogen und uns auf einen Angriff der Russen in der Nacht oder am folgenden Morgen gefasst gehalten, kommt der Befehl uns zurückzuziehen. 6 Kilometer sind es nur noch bis zur Rollbahn, wo wir von Fahrzeugen abgeholt werden, so sagt man uns. In Wirklichkeit marschieren wir durch Schlamm und abermals Schlamm. Die Anforderungen, die man an uns stellt, sind unmenschlich. Mancher kann nicht mehr und bricht zusammen. Schließlich erreichen wir die Rollbahn und besteigen mühevoll die Fahrzeuge. Kaum bin ich eingeschlafen, da heißt es: Absetzen. Der Russe hat eine Sperre über die Rollbahn errichtet und versucht mit allen Mitteln unsere Ausbruchsversuche zu vereiteln.

Endlich gelingt es nach schweren Kämpfen, die Sperre zu beseitigen und im Straßengraben arbeiten wir uns vorwärts, an gefallenen Russen vorbei. In Brand geschossene Dörfer leuchten hell gegen Himmel. In der nächsten Ortschaft hat sich der Russe verschanzt. Diesmal greift die

7. Panzerkompanie mit aufgepflanzten Seitengewehren an. Unsere Zug- und Gruppenführer sind sehr zurückhaltend und wenig begeistert, um weiter vorzurücken. Erst als unser Leutnant sich an die Spitze setzt, gehen wir bedächtig vor. Der Russe zieht sich zurück und lässt in den aufgegebenen Stellungen zahlreiche deutsche Handgranaten zurück. Beim Säubern des Feldes wird Feldwebel Yanker von einem Russen, der sich totstellte, angesprungen. Oberleutnant Egebrecht springt herbei und erledigt den Russen durch 3 Pistolenschüsse, nachdem dieser versucht hatte, dem Feldwebel das Gewehr zu entreißen. Anschließend wird fast das ganze Dorf in Brand gesetzt und noch während der Nacht graben wir uns am Rande des Dorfes ein.

Samstag, 5. Februar 1944

Beim Morgengrauen besetzt der Russe die vor uns liegende Höhe. Rechts von uns sitzt der Russe im Wald und belegt die Rollbahn, die nach Dubno führt, mit Granat- und Gewehrfeuer. Im Laufe des Morgens wird der Ettelbrücker Tony Tock, der etliche Meter neben mir in einem Schützenloch liegt durch eine Maschinenpistolenkugel an der Schulter verwundet. Ich nehme seine Funktion als 2. MG-Schütze ein.

Gegen Mittag geht meine Gruppe auf Spähtrupp. Unser Auftrag besteht darin, den Russen, der uns von der Flanke beschießt, aus seinen Stellungen auszuheben. Behutsam arbeiten wir uns bis zu einem Bauerngehöft vor. Im Haus treffen wir die Gruppe einer anderen Kompanie, die vom Spähtrupp zurückgekehrt ist und erfahren, dass die vor uns liegende Mulde von stärkeren russischen Kräften besetzt ist. Wir sehen es als sinnlos, weiter vorzudringen und unser Kompanieunteroffizier schleicht sich zurück zum Kompaniegefechtsstand, um die Aussichtslosigkeit des Unternehmens klarzulegen.

Der Spähtrupp, den wir im Hause trafen, zieht sich ebenfalls zurück. Wir sind jetzt nur noch 4 Mann. Plötzlich zieht einer von uns, der im Hauseingang steht, den Kopf hastig zurück und im gleichen Moment zischt eine Kugel an seinem Kopf vorbei. Schüsse jedes Mal, wenn einer hinaus lugt. Flüchtig erblicken wir wie hinter dem Stall einige Russen vorbeihuschen. Wir ziehen uns in einen Nebenraum zurück und stellen uns auf eine kampflose Gefangennahme ein. Wir erleben spannende Momente der Erwartung.

Bereits einige Minuten sind mit Abwarten vergangen, da fassen wir einen schnellen Entschluss. Einer nach dem anderen springt zur Tür hinaus, und so schnell die Beine uns tragen können, rennen wir zu unserer Ausgangsstellung zurück, wo unser Unteroffizier uns empfängt. Erst jetzt fällt mir ein, dass ich den Ersatzlauf des Maschinengewehres im Bauernhof, wo wir zuletzt verweilten, habe liegen lassen.

Glücklicherweise finden wir in einem zusammengeschossenen Trossfahrzeug 2 neue Maschinengewehrläufe. Über ein Dutzend totgeschossene Pferde liegen unter uns und verbreiten einen unangenehmen Geruch. Es fängt an zu regnen, Granatwerfer schießen den Bauernhof in Brand, wo wir uns zurückgezogen haben. Nach einer heftigen Artillerievorbereitung tragen Kosaken, die zu den Deutschen übergelaufen sind, an unserer Flanke einen Angriff gegen die Waldecke vor, die sich bis vor die Rollbahn ausdehnt. Aus unserem Schützenloch verfolgen wir diesen Angriff. Bei Anbruch der Dunkelheit ist die Waldecke nach hartem Kampf im Besitz der Kosaken. Auf der somit wieder freigewordenen Rollbahn gibt die deutsche Infanterie die Ortschaft Rowno auf.

In der Nacht ziehen wir uns in ein Dorf zurück und sichern den Eingang des von uns besetzten Ortes.

Sonntag, 6. Februar 1944

Gegen Morgen besteigen wir unsere Maultiere. Aber bald sitzen wir wieder ab. Wir marschieren durch etliche Orte und beziehen in dem letzten Dorf Quartier.

Am Abend gehen wir auf Spähtrupp. Der Bauernhof, den wir auskundschaften sollen, liegt nach Aussagen des Feldwebels nur etwa 2 Kilometer von uns entfernt. Wir marschieren über eine Stunde. Einen Marschkompass besitzen wir nicht, der Himmel ist Wolken bedeckt, ein starker Wind jagt uns den Schnee ins Gesicht; wir wissen uns nicht mehr zu orientieren. Endlich erreichen wir ein alleinstehendes Haus und erfahren, dass der Russe noch nicht da gewesen ist.

In der Ferne knattern Maschinengewehre. Wir marschieren auf gut Glück los, nicht wissend, ob wir in den russischen oder in den deutschen Stellungen landen werden.

Schließlich treffen wir, nachdem wir einige bange Minuten hinter einer Heckenreihe verbracht haben, einen deutschen Panzerspähwagen und erfahren von der Besatzung, dass es bis zu unserer Kompanie noch 6 Kilometer sind. Wir marschieren weiter. Plötzlich erblicken wir vor uns schattenhafte Gestalten, die sich zu Boden werfen. Wir gehen in Stellung und schießen eine Leuchtkugel ab. Es sind die Unseren, die nach uns suchen.

Wir gehen zum Kompaniegefechtsstand, um Bericht zu erstatten und trinken einige Glas Sekt. Dann stapfen wir durch hohen Schnee und beziehen eine vollständig isolierte Stellung in einem Stall, in dem ein Pferd und ein Schwein liegen, die am Verenden sind. Bis zur nächsten Gruppe sind es 1,5 Kilometer. Kamerad Useldinger und ich, wir bauen in Eile eine MG-Stellung und verbringen darin, bis an die Waden eingeschnitten, 2 unheimliche und nasskalte Stunden. Nach unserer Ablösung schlafe ich über dem Stehen ein und falle aufs Stroh nieder, wo ich Übergangslos weiter schlafe.

Montag, 7. Februar 1944

5 Gramm Schokolade und einige Kekse pro Mann erhalten wir an diesem Morgen aus einem Frontpäckchen. Zwei Mann bewachen die MG-Stellung, 1 Mann ist als Dachbeobachter abgestellt. Wir schnattern vor Kälte, doch aus Vorsicht machen wir kein Feuer. Vor Mittag kommt die Ablösung. Wir erreichen unseren Zug, wärmen uns auf, trocknen unsere Socken und legen uns zur Ruhe nieder. Von halb 7 bis 8 Uhr stehe ich Posten. Ab und zu platziert der Russe einige Granaten in die Nachbarschaft. Während der Nacht gehen wir auf Spähtrupp zu der Stellung, in welcher wir kürzlich abgelöst worden sind. Das verschneite Gelände und der Wolken bedeckte Himmel erschweren die Orientierung. Zeitweise kriechen wir auf allen Vieren über den Schnee.

Dienstag, 8. Februar 1944

Am Morgen führen wir einen zweiten Verbindungsspähtrupp aus. Das Marschieren durch den Schnee ist anstrengend und ein jeder von uns ist todmüde. Auf dem Rückweg wird der Slowene, der sich in unserer Gruppe befindet vom Fieber befallen, beginnt zu faseln und weigert sich weiter zu marschieren. Mit großer Mühe bringen wir ihn zum Gefechtsstand zurück.

Seit der Nacht spüre ich Schmerzen am linken Mittelfinger. Ein roter Streifen am Arm deutet auf Blutvergiftung hin. Man schickt mich zum Sanitätsunteroffizier; dieser verweist mich zum Stabsarzt. Auf dem Weg zum Bataillonsgefechtsstand schlagen einige Granaten in unmittelba-

rer Nähe ein, und ich erfahre kurz darauf, dass der Russe zum Angriff angetreten ist.

Auf dem Verbandsplatz trägt der Stabsarzt Ichthyosalbe auf den wunden Finger auf und macht einen nassen Umschlag mit Liquor aluminiacetico-tartarici um den Arm. Die Diagnose lautet: Panaritium-Lymphagitis. Im Sanitätswagen werde ich nach Dubno gebracht. Aber der Hauptverbandsplatz ist bereits geräumt und die Fahrt geht weiter. 40 Kilometer westlich von Dubno wird gegen 23 Uhr der eiternde Finger operiert; den Arm legt man mir in eine Schlinge.

Dann werde ich nach Brody transportiert. Nach der Entlausung bringt man mich in die Krankensammelstelle auf Station 2.

Während der nächsten Tage bin ich selten auf den Beinen. Die längste Zeit verbringe ich auf dem Krankenlager und ruhe mich aus von den Strapazen. Mehr als einmal sehe ich im Traum Bilder von der Front und fahre dann mit Schrecken aus dem Schlaf auf.

3 Wochen der Ruhe verbringe ich in Brody. Wenn auch die Verpflegung schlecht und unzureichend ist, so nehme ich am 29. Februar doch nur ungern von dort Abschied von Brody.

Der Monat März 1944

Nach meiner Entlassung aus dem Lazarett erkundigte ich mich bei der Wehrmachts-Auskunftsstelle am Bahnhof nach meiner Truppe und erfahre nach mehrstündigem Hin- und Herlaufen, dass die 7. Panzerdivision sich westlich von Luzk im Einsatz befindet. Auf dem Bürgermeisterrat lasse ich mir einen Marschbefehl nach Vladimir-Wolynsk ausstellen und verbringe die Nacht im Wehrmachts-Übernachtungsheim.

Am **1. März** besteige ich mit dem Obergefreiten Kaminski den Zug nach Lemberg. Unterwegs kaufen wir von einer Polin eine Flasche Wodka und nach einer lustigen Fahrt übernachteten wir in Lemberg in der Unterkunftsstelle der 7. Panzerdivision.

Am **2. März** besteigen wir einen Urlauberzug und die Fahrt geht über Przemysl und Jaroslawnach nach Przeworak. Nach etlichen Stunden Aufenthalt geht es in der Nacht weiter und im Laufe des **3. März** erreichen wir Lublin, dasselbe Lublin, das wir 8 Monate zuvor auf der Fahrt nach Russland hinter uns gelassen haben. Der Bahnhof kommt mir noch sehr bekannt vor. Vor dem Bahnhof prangt ein Schild mit großen abstechenden Buchstaben: „Willkommen, Ihr Helden von Tcherkassy“. Vor allem begegnen mir in den Straßen Lublins Angehörige der Legion Vicking (Belgien), die an diesen Kämpfen teilgenommen haben. Zahlreiche Verkäufer bieten den Vorübergehenden Weißbrot, Äpfel etc. an. Polnisches Geld besitze ich leider nicht mehr und kehre zum Bahnhof zurück.

8 Monate vorher luden wir an dieser Stelle mit beklemmendem Gefühl im Herzen unsere Karabiner, um einen eventuellen Angriff der Partisanen abzuwehren.

Am Nachmittag führt uns der Eilzug am Lubliner Flughafen vorbei über die polnische Ebene nach Zamosc. Die Nacht ist inzwischen hereingebrochen und wir suchen in hölzernen Baracken ein kaltes Nachtlager auf. Am nächsten Morgen bleibt nicht viel Zeit übrig zur Besichtigung dieses äußerst hübschen Polenstädtchens (**4. März**). Aber meine Irrfahrten durch polnisches Land werden mich noch einmal nach diesem Orte zurückführen. Im Laufe des Tages erreichen wir über Zawada, Hrubiescew, wo wir erfahren, dass die 7. Panzerdivision den Kampfraum westlich Luzk während der letzten Tage wieder verlassen hat. Mich freut diese Nachricht; dennoch geht die Fahrt weiter nach Vladimir-Wolynsk, einer ausgesprochenen Partisanengegend. Man merkt dieser Stadt noch nicht so sehr das russische Gepräge an. Über verschneite Straßen

gelangen wir zum gut geheizten Kinosaal, in dem wir eine angenehme Nacht verbringen.

Am nächsten Morgen (**5. März**) treten wir die Rückfahrt nach Lemberg an.

Während des mehrstündigen Aufenthaltes in Zamosc bewundere ich dieses schöne Städtchen mit seinen prachtvollen Gebäuden, seinem schmucken und eindrucksvollen Rathausplatz, seinem prunkvollen Theater und seinen netten Polenmädchen.

Leider zwingen mich die Umstände schon nach kurzer Zeit in aller Eile den Bahnhof zu erreichen, da in der Nähe Partisanengruppen gemeldet worden sind.

Am Abend unternehme ich einen Abstecher nach Cholm und übernachtete in der Nähe des Bahnhofes.

Am **6. März** bringt mich der Zug in der Frühe zurück nach Lublin, wo ich mit dem Obergefreiten Kaminski zusammentreffe. Am Nachmittag besuche ich noch einmal die Stadt, speise zu Mittag und trinke Kaffee in dem schönsten Soldatenheim, das ich in Polen betreten habe. Am Abend reise ich mit dem Luxemburger Al. Felten wieder nach Lemberg zurück (**7. März**). Nach längerem Hin- und Herlaufen am Adolf-Hitler-Ring, finden wir das Soldatenheim 1 und übernachten im Wehrmachts-Übernachtungsheim 18.

Am **8. März** geht die Fahrt mit der Straßenbahn an der Oper, der St. Elisabethkirche vorbei zum Bahnhof. Das Ziel an diesem Tag heißt Tarnopol. Aber bereits in Krasne hieß es: „Alle Zivilreisenden aussteigen“.

Die Eisenbahnlinie nach Tarnopol ist von den Russen abgeschnitten. Am Bahnhof treffe ich einen Kameraden, und zwar den aus Rümelingen stammenden Chaussy, der eben vom Urlaub zurückkehrt. Nach längerem Aufenthalt reisen wir trotzdem weiter und gelangen nach Zlotzow, einem netten Städtchen, das aber durch das Kriegsgeschehen arg mitgenommen worden ist. Die Nazi-Behörde ist im Begriff diesen Ort zu räumen. Den Nachmittag verbringe ich zum größten Teil im Soldatenheim und übernachtete mit Al. Felten im Haus der NSDAP.

Am nächsten Tag (**9. März**) siedeln wir nach der auf der Höhe gelegenen Zitadelle um. Rechts von uns in der Talmulde liegt der Bahnhof. Die Züge nach Tarnopol fahren nicht weiter als bis hierhin. Der **10. März** bringt uns in Güterwagen wieder nach Lemberg zurück. Am **11. März** gelangen wir nach Yanow, 24 Kilometer westlich von Lemberg, ein beliebter Ausflugsort der Lemberger, wegen seiner anmutigen Lage inmitten schattiger Wälder am Rande eines lieblichen Sees. Der Divisionsstab der 7. Panzerdivision hat sich hier niedergelassen. Da die Verbindung mit der kämpfenden Truppe unterbunden ist, bleiben wir vorläufig etliche Zeit an diesem Ort.

Am **13. März** hören wir im Radio, die 7. Panzerdivision unter Führung von Dr. Oberst Maus hat sich im Kampfraum östlich Tarnopol hervorragend ausgezeichnet, und ich frage mich, was ist noch von der Truppe übriggeblieben. Ich habe den Wunsch noch längere Zeit in Yanow verweilen zu dürfen.

Generalmajor Dr. Karl Mauss

Der in Lübeck geborene Karl Mauss nahm bereits am Ersten Weltkrieg teil, den er bei der deutschen Kapitulation als Oberleutnant beendete. Bei Kriegsende verließ er die damalige Reichswehr, studierte Zahnmedizin, promovierte in Hamburg und ließ sich anschließend in seiner Heimatstadt als Zahnarzt nieder.

Vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges ließ er sich als Hauptmann reaktivieren und nahm als Kompaniechef am Polenfeldzug teil. Als Bataillonskommandeur war er dabei, als die deut-



schen Divisionen gegen Moskau stürmten. Für seine Männer war Mauss einer der ihnen. Er aß wie die Landser aus dem Kochgeschirr und schlief mitten unter ihnen in der armseligsten Hütte. Stets war er in den Kämpfen bei ihnen und nie verlor er seine Ruhe, die sich auf seine Männer übertrug. Bei Orel wurde Mauss schwer verwundet. Wieder an der Front übertrug man ihm die Führung der 7. Panzerdivision, nachdem Generalmajor Schulz gefallen war. Auch als Divisionskommandeur zeichnete Mauss sich immer wieder aus, so dass ihm nach einer schweren Verletzung, mit Beinamputation, am 15. April 1944 die Brillanten zum Ritterkreuz verliehen wurden. Nach der Kapitulation wurde der General ins Münsterlager verbracht, wo deutsche Ärzte seine weitere Behandlung übernahmen. Im Münsterlager erfuhr Mauss, dass seine Frau gestorben war. Sein Gesuch, um bei ihrer Beerdigung dabei zu sein, wurde von den Engländern abgelehnt.

Nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft eröffnete er in Hamburg-Wandsbek eine Zahnarztpraxis.

Quelle: Mit Schwertern und Brillanten, Erich Pabel Verlag Rastatt in Baden, 1959

Am 2. und 5. Tage meines dortigen Aufenthaltes stehe ich Posten an der Schleuse, wo der See abfließt. Besuch der Apotheke (Apteka), Bewachung von 2 jüdischen Partisanen, die in erbärmlichen Zustand im Wald aufgefunden worden sind.

Am 17. März, bevor ich Yanow wieder verlasse, um an die Front zurück zu kehren, treffe ich Michel Weiler aus Boxhorn, der in Urlaub fährt. Von ihm erfahre ich, dass die 7. Panzerdivision schwere Verluste und zahlreiche Tote erlitten hat. In Lemberg nehme ich Abschied von ihm und



mit einem Lastwagen geht es über Zlotzow nach Tarnopol. Pioniere bringen die durch Granaten aufgerissene Straße wieder in Ordnung. Tarnopol selbst bietet ein wüstes Bild der Zerstörung; ausgebrannte Autos, zerschmetterte Gewehre und Helme liegen umher, auf dem Platz neben der Kirche, die selbst nur wenig gelitten hat. Etliche Kilometer außerhalb Tarnopol setzt Granatwerferfeuer ein. Der zweite Einschlag liegt nahe an der Straße, nicht weit hinter uns. Der Tross einer Nachschubkolonne fährt wild auseinander. Mit Vollgas entziehen wir uns der Reichweite des russischen Feuers.

Die Straße wird immer schlechter; bald bleiben wir im Schlamm stecken. Die Autoreifen werden mit Ketten belegt. Bei einem Abstecher in die Umgegend stehe ich plötzlich vor 2 Leichen. Beide sind wahrscheinlich von Partisanen durch Kopfschuss erledigt worden. Die Leichen tragen nur Unterkleid und Unterhose, Füße und Gelenke sind mit Mullbinden umwickelt. An den blutüberströmten Gesichtern kann man nicht erkennen, ob es sich um Russen oder Deutsche handelt. In kurzer Entfernung von den beiden Toten ziehen die Spuren von Panjewagen übers Feld. Was hier geschehen ist, bleibt mir ein Rätsel.

Bald darauf bleibt unser Fahrzeug wieder stecken, diesmal nicht im Schlamm, sondern im Schnee. Aber schon kommt die Rettung; Jung und Alt schreitet aus dem nächsten Dorf zur Hilfe herbei, mit Spaten und Schaufeln. Langsam kommen wir vorwärts. Der Abend bricht herein, und wir beschließen die Nacht in diesem Dorf zu verbringen. In nicht allzu weiter Entfernung knattern russische Maschinengewehre. Vorsichtshalber schließen wir uns zu etlichen Gruppen zusammen und beziehen Quartier.

Am **18. März** erreichen wir Iwanowka. Zahlreiche Panzerwracks säumen die Straßen. Ich beziehe Quartier bei einem polnischen Bauern, der einige Worte Französisch versteht, und fühle mich wohl in diesem Haus. Beim Verlassen meines Quartiers treffe ich zwei Luxemburger Kameraden, Emil Stephany und Jos Schuller, die im Nachbarhaus einquartiert sind. Beide befinden sich krankheitshalber beim Tross und berichten von schweren Verlusten westlich Lutzk und östlich Tarnopol. Von meiner Gruppe ist niemand mehr dabei: Gruppenführer Eigner gefallen, Zugführer Feldweibel Mannhart verletzt, Leutnant Steinmichl gefallen, Winkel Nic gefallen, Wealer durch Bauchschuss schwer verletzt, Blom gefallen usw.

Im Laufe des Nachmittages spreche ich beim Kompaniechef vor, um mich über die Bedingungen einer eventuellen Immatrikulation an irgendeiner Universität zu erkundigen.

Am **19. März** erscheine ich noch einmal beim Kompaniechef mit der freundlichen Nachfrage um Urlaub, zwecks Einschreibung an einer Universität. Mein Soldbuch liefere ich auf der Schreibstube ab und den Abend verbringe ich mit den beiden Luxemburgern bei einem belebenden Getränk.

An diesem Tage bleibt die Feldküche fast 20 Stunden aus, bevor sie die kämpfende Truppe wiedergefunden hat.

Am **20. März** herrscht rege Fliegertätigkeit: Geschwader von russischen Kampfflugzeugen überfliegen unsere Stellungen und belegen die Trosse mit Bordwaffenfeuer. Außerdem werfen sie Flugzettel ab, mit der Aufforderung zum Überlaufen, da der Krieg doch nur noch kurze Zeit dauere. Auch das Geknatter der Feuerwaffen von der Frontlinie kommt immer näher, aber wir achten nicht darauf, da uns dieses Feuern schon zum „Alltag“ geworden ist. Im Laufe des Nachmittages kommt plötzlich der Sanitäter hereingestürzt: Fertigmachen, die Russen sind im Dorf. In aller Eile packe ich meine Sachen zusammen und nach flüchtigen Abschiedsworten von meinem erregten Gastgeber laufe ich zu den Trossfahrzeugen.

Am oberen Ende des Dorfes steigen die Flammen auf und die Gewehrschüsse nehmen zu und werden immer heftiger. In zehn Minuten sind die Trossfahrzeuge aufgefahren und mit Karacho geht es dem anderen Ende des Dorfes zu. Aber so schnell gelingt uns die Flucht dennoch nicht. Einige Fahrzeuge bleiben im Morast stecken. Russische Flugzeuge überwachen andauernd den Kurs, den wir einschlagen und setzen manches Fahrzeug in Brand.

Emil Stephany und ich rollen uns in unsere Decken ein und verbringen eine kalte Nacht auf dem Fahrzeug. Erst am folgenden Morgen bemerken wir, dass wir uns auf einem Kampfwagen befinden und wieder nahe an die Front herangerückt sind. Jetzt gilt es so schnell wie möglich wieder zum Tross zu gelangen. Ein Panzerspähwagen bringt uns nach tollkühner Fahrt über Koppen, Tal einwärts, an Wäldern vorbei, die der Russe in der vorherigen Nacht besetzt hat, in die Gegend von Scala. Abgekämpfte Truppen marschieren schweren Schrittes rückwärts. Wir betreten ein Haus und erwärmen uns bei einer Tasse warmer Milch; wir erfahren, dass vor 8 Tagen russische Partisanen dieses polnische Dorf während der Nacht überfallen haben und große Verwüstungen angerichtet haben. Außerhalb des Dorfes sind deutsche Pioniere damit beschäftigt, eine Brücke über einen Fluss zu schlagen, um „Tigerpanzer“ heranzuführen. Ob dies wohl noch gelungen ist?

Nach etlichen Stunden unentschlossenen Wartens bemerken wir plötzlich unter den vorbeifahrenden Lastwagen Fahrzeuge der 7. Panzerdivision. Frohen Mutes steigen wir auf und kommen wieder mit Jos Schuller zusammen. Noch vor Anbruch der Dunkelheit gehen wir in Quartier. Um 20 Uhr räumen wir unser Strohlager wieder. Von 21 Uhr 30 bis 22 Uhr stehe ich Posten, und bei zunehmender Feuertätigkeit setzt sich der Tross wieder in Bewegung.

In der Frühe des **22. März** beziehen wir wieder Quartier. Es ist ein kalter Morgen. Einer Aufforderung des Rechnungsführers leiste ich keine Folge und bei Tagesanbruch muss ich eine wütende Zurechtweisung des Kompaniechefs über mich ergehen lassen. Mit meinem Urlaub scheint es vorbei zu sein; aber die Sache wendet sich wieder zum Guten, nachdem ich einige Stunden Strafposten gestanden habe. Die kommende Nacht verbringen wir in einer verfallenen Baracke. Ein deutscher Flughafen befindet sich in der Nähe, so dass wir uns von nun an in Sicherheit fühlen.

Am **23. März** gelangen wir bis an den Stadtrand von Kamenez-Podols. Hier überreicht man mir den so sehr ersehnten Urlaubsschein. Zu Fuß trete ich mit einem Gefreiten den Weg in die Heimat an. Längs der Straße bauen Soldaten schwere Panzerabwehrgeschütze auf und heben Panzergräben aus. Die deutsche Luftwaffe ist rege wie nie zuvor: Jäger, Bomber, Aufklärer, Stukas fliegen über uns weg und Rauchwolken am Horizont geben Zeugnis von ihrer Tätigkeit. In Eilschritten marschieren wir an der unendlich scheinenden Kolonne von zurückflutenden deutschen Fahrzeugen entlang. Frisch herangeführte Soldaten graben an den Dorfrändern Stellungen aus. Ein Motorrad bringt uns über die Pontonbrücke, die erst kürzlich von Pionieren über den Dnjestre geschlagen worden ist, und wir sind aus der Umklammerung von den uns bedrohenden russischen Truppen befreit. Am **25. März** gelingt es den Russen im Abschnitt Kamenez-Podol, westlich von Scala 15 Schützendivisionen einzukesseln, darunter die 7. Panzerdivision. Die 4. Panzerarmee ist im Begriff dezimiert zu werden, heißt es später im englischen Radio.

Westlich Chotin finden wir nur mit Mühe ein Quartier. Am Nachmittag des **24. März** erreichen wir Tchernowitz (am Pruth gelegen). Auf der Fahrt vom Güterbahnhof zum Hauptbahnhof bemerken wir am Stadtrand brennende Häuser; Einschläge von Granaten und MG-Feuer sind hör-

bar. Am Bahnhof erfahren wir, dass die Eisenbahnlinie nach Lemberg, wohin wir uns begeben sollten, unterbunden ist.

Wir befinden uns kaum etliche Minuten in dem von Soldaten und Zivilisten überfüllten Bahnhof, da schlagen in der Nähe russische Panzergranaten ein. Im Laufschrift verlassen wir den Bahnhof, schwingen uns auf eines der zahlreichen Fahrzeuge, die vorbeifahren. Eine unbeschreibliche Panik bricht aus. Aus einer Seitenstraße stürzen Zivilisten hervor und rennen weiter. Mancher wird von den flüchtenden Fahrzeugen angestoßen und überrannt. Unser Fahrzeug hat sich inzwischen auf dem Bürgersteig zwischen dem Bretterzaun und einem Baum festgefahren und ist eingeklemmt. Krachend zerbersten die Bretter des Zaunes. Bald befinden wir uns an der Spitze der flüchtenden Kolonne. Vor uns liegen die Ausläufer der Karpaten. Wir erfahren, dass wir uns auf dem Wege nach Bukarest befinden. Die Straße ist noch nicht von den Russen unterbunden. 76 Kilometer von Tchernowitz gehen wir in Quartier.

25. März: Der Ort heißt Radauti. Nach einem Fußmarsch von 6 Kilometern kommen wir zu einem Bahnhof, der uns nach Damesti bringt. Dort treffen wir am

27. März ein. Hier haben wir einen Tag Aufenthalt und sind in einer Zuckerfabrik untergekommen. Hier treffen wir auf rumänische Soldaten, die sich im Bahnhofsbereich aufhalten. Am Abend geht es im Schnellzug über Bucau, Ploesti nach Bukarest, wo wir am **30. März**, in den Morgenstunden eintreffen. Dort weist man uns in die Frontleitstelle ein, wo wir ein reichliches Frühstück bekommen. Sogar Schokolade, Weißbrot, Speck usw. im Überfluss.

Am gleichen Tag, um 17 Uhr 18: Abfahrt im Schnellzug nach Wien über Ploesti, Arrad. Am **31. März**, gegen 21 Uhr, kommen wir nach einer Fahrt über Bekes-Szaba in Szolnck an. Hier müssen wir eine Entlausung über uns ergehen lassen, bevor wir am **1. April**, um 5 Uhr über Budapest nach Wien weiterfahren. Dort kommen wir am selben Tage, gegen 14 Uhr am Ostbahnhof (Joseph Bahnhof) an.

Am **2. April**, um 12 Uhr 30 Abfahrt am Westbahnhof in Wien. Es geht nun über München, Stuttgart, Mannheim, Saarbrücken, Metz und am **3. April** um 21.40 treffe ich am Bahnhof in Luxemburg ein.

Nachdem ich gemeinsam mit meinen Eltern den Entschluss gefasst habe, mich nicht mehr in der „Großdeutschen Wehrmacht“ zurückzumelden, komme ich nach einigen Tage Ruhe am Ostersonntag, den **10. April 1943** nach Nommern, wo ich bis zur Befreiung durch die Amerikaner, in zwei Häusern der Ortschaft versteckt war. Zuerst bei meinem Onkel Nicolas Decker, wo noch weitere Deserteure der Wehrmacht Unterschlupf gefunden hatten. Bei ihnen handelte es sich um die Gebrüder Marcel und René Hary, Bück Aloyse, Petit André und Flesch Paul. Da mein Aufenthalt im Hause meines Onkels uns doch zu gefährlich schien, da die Deutschen logischerweise zuerst bei Familienangehörigen suchten, wechselte ich mein Versteck, und ich wurde im Hause von Félix Diderrich aufgenommen.

Nach meinem Aufenthalt wurde möglicherweise überhaupt nicht geforscht, da mein Vater die blendende Idee hatte, meiner Wehrmachtsstelle in einem Brief mitzuteilen, dass ich zu Hause auf Urlaub erwartet worden war, jedoch nie dort angekommen sei. Auf diesen Brief hin ging meinem Vater das nachfolgende Schreiben meines Kompaniechefs zu. Demnach kann man davon ausgehen, dass mein Name nicht im Fahndungsblatt der Wehrmacht verzeichnet worden war, da man dort offenbar meinem Vater Glauben schenkte und mich als vermisst vermerkt hatte.

Trotzdem konnte ich eine angemessene Vorsicht nicht außer Acht lassen, denn durch Verrat oder Zufall wurden unzählige versteckte Leidensgenossen durch die Gestapo verhaftet und dem Henker überantwortet.

Als Grenadier einer Panzerdivision, die oft an den Brennpunkten der Front eingesetzt wurde, waren wir regelmäßig in schwere und verlustreiche Kämpfe mit den uns weit überlegenen Russen verwickelt. Ich konnte demnach nur von Glück sagen, dass ich diesem barbarischen Gemetzel ohne ernstlichen Schaden entrinnen konnte.

Nachdem die Ordnung im Lande wieder einigermaßen hergestellt war, vervollständigte ich meine Sekundarstudien durch ein Jahr Hochschule, bevor ich mich an der ULB in Brüssel einschreiben ließ, wo ich mein Apotheker-Studium nach vier Jahren mit Erfolg abschließen konnte.

Edmond Dupont war bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1985 in verschiedenen Apotheken angestellt, wo er seine Aufgabe mit großer Fachkenntnis und einer ihm eigenen Gewissenhaftigkeit zum Wohlgefallen seiner Arbeitgeber erfüllte.

Edmond Dupont verstarb am 18. Februar 2014 im Seniorenheim in Mersch. Er war 94 Jahre alt.

Walter Eggebrecht

Oberleutnant und Kompaniechef

O.U., den 29. Juli 1944

Sehr geehrter Herr Düpont!

Mit Ihrer bei der Kompanie eingegangenen Antwort auf unsere Nachfrage nach dem Verbleib Ihres Sohnes, werden wir vor die traurige Tatsache gestellt, dass sich unser Kamerad nicht wie vermutet bei einer anderen Einheit befindet.

So habe ich als Kompaniechef die schmerzliche Pflicht, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihr Sohn, der Panzergrenadier Edmund Düpont, als vermisst zu gelten hat.

Am 24.3.1944 wurde er während der schweren Abwehrkämpfe im Südabschnitt der Ostfront, beurlaubt und in Kamenenz-Podolsk, mit einem weiteren Kameraden in Marsch gesetzt. Nach Aussage des zur Kompanie zurückgekehrten Urlaubers benutzten sie zur Weiterfahrt zur Bahnstation an der Rollbahn vorbeikommende Fahrzeuge. Bei dieser Fahrt verlor er die Verbindung mit Ihrem Sohne, sodass er auch keine Angaben über den Verbleib machen kann. Es muss nun angenommen werden, dass Ihr Sohn mit bei einer damals zusammengefassten Sammelkompanie erneut eingesetzt wurde und dabei gefallen ist. Da diese Einheiten in der Zwischenzeit schon längst wieder aufgelöst sind, erschwert sich jede Nachforschung nach dem Verbleib ganz besonders. Die Kompanie wird jedoch nichts unversucht lassen, Klärung in diese Ungewissheit zu bringen.

In den wenigen Monaten der Zugehörigkeit Ihres Sohnes zur Kompanie lernten wir ihn als guten, pflichtbewussten Soldaten kennen, der immer getreu seinem Fahnenzeuge seine Pflicht erfüllte. Auch als Kamerad war er bei Allen beliebt und geachtet.

Ich kann ermessen, wie schwer gerade eine solche Nachricht von den Angehörigen zu tragen ist, und doch verbindet sich mit der ganzen Ungewissheit die Hoffnung, dass eines Tages eine freudige Nachricht die Zeit des Schmerzes ablösen wird.

So hoffe auch ich, dass unser Kamerad einmal wieder in seine Heimat zurückkehren wird. Sollte jedoch ein unergründliches Schicksal diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen lassen, so wollen Sie die Gewissheit, dass sich Ihr Sohn durch sein Opfer im Freiheitskampfe unvergänglichen Ruhm erworben hat, als kleiner Trost in Ihrem großen Leid entgegennehmen.

Ich spreche Ihnen zugleich im Namen meiner Kompanie, meine herzliche Anteilnahme zu dem schweren Verlust aus, und grüße Sie mit der Versicherung, dass wir unseren Kameraden nie vergessen werden, in tiefem Mitgefühl!

Ihr
 Eggebrecht
 Oberleutnant u. Kp.Chef.

Dieser Erlebnisbericht wurde uns von Edmond Decker, dem Neffen von Edmond Dupont übergeben, damit die schlimmen Erlebnisse seines Patenonkels, als Zwangsrekrutierter der Wehrmacht nicht eines Tages ohne Resonanz verblassen.

Wie Edmond Decker zu berichten wusste, sollte der Familie Dupont aufgrund einer lächerlichen Verordnung des Chefs der Zivilverwaltung ein deutsch klingender Name zugeordnet werden, da Gauleiter Gustav Simon jedem französischen Einschlag hier in Luxemburg den Krieg angesagt hatte.

Zuerst dachte man an eine einfache Übersetzung des Namens in „von der Brücke“. Diese Umbenennung schien sogar den Nazis zu dämlich, so dass man der Familie den Namen Dupold zugestand.

Als meinem Großvater die entsprechende Urkunde zugestellt wurde soll er geantwortet haben: „Am Karfreitag als Martin Dupont gestorben und am Ostersonntag als Martin Dupold auferstanden“.

Mein im Postdienst bediensteter Großvater wurde daraufhin von Larochette nach Kirn an der Nahe versetzt.

Der Deserteur Guillaume Daleiden

Guillaume Daleiden wurde am 1. September 1925 in Niederkorn geboren. Nach Absolvierung der Grundschule war es sein Ziel, das Metzgerhandwerk zu erlernen, so dass er ab 1934 bei einem Metzgermeister in die Lehre ging.

Als die deutschen Truppen das neutrale Großherzogtum am 10. Mai 1940 überfielen war Guillaume Daleiden 14 Jahre alt.

Nachdem die deutsche Wehrmacht das Großherzogtum besetzt hatte und sich im weiteren



Vormarsch, die Niederwerfung Frankreichs zum Ziel gesetzt hatte, ließen die Nazis sich Ende Juli 1940 in unserer Heimat nieder. Der Gauleiter von Koblenz-Trier, ein mieser Verbrecher namens Gustav Simon, war von Adolf Hitler zum Chef der Zivilverwaltung für das Land Luxemburg bestimmt worden.

Da unsere Großherzogin und die damalige Regierung im befreundeten Ausland Asyl gesucht hatten, bestimmten die Nazis von nun an die Geschicke des Landes.

Gustav Simon, ein Zwerg von Gestalt, aber ein Riese an Niedertracht und Gemeinheit, umgab sich nicht nur mit einem Stab gleichgesinnter Vasallen, sondern auch mit einem linientreuen Polizeiapparat mit an der Spitze einer verach-

tenswerten Justiz und einer noch verwerflicheren Geheimen Staatspolizei welche die Luxemburger das Fürchten lernten.

Im Zuge der vom Chef der Zivilverwaltung praktizierten Neuordnung erließ dieser wirklichkeitsfremde und in seiner fanatischen Besessenheit kaum zu übertreffendem Tyrannen eine Menge von Verordnungen, von denen viele als widersinnig gar lächerlich einzustufen waren. Die Verdeutschung von Namen und Vornamen sowie das Verbot französischer Höflichkeitsformeln wie „Bonjour, Bonsoir, Merci u.a.“ verdeutlichen die Absurdität dieser törichten Bestimmungen.

Der inzwischen als Wilhelm Daleiden registrierte Jugendliche wurde als 18-Jähriger ins Wehr-



ertüchtigungslager nach Ansemburg geschickt, wo ihm und einer größeren Anzahl von gleichaltrigen Kameraden ein Vorgeschmack militärischer Zucht vermittelt wurde.

Als ihnen nach einigen Wochen ein mehrtägiger Urlaub gewährt werden sollte, fuhr lediglich ein Kleinbus vor, der nur einen Teil der Belegschaft aufnehmen konnte. Zirka 25 Auserwählte kamen in den Genuss einer organisierten Heimfahrt. Die Abgewiesenen gaben sich allerdings nicht geschlagen. Im Schutze der Nacht verließen sie Schloss Ansemburg und begaben sich zu Fuß nach dem Bahnhof in Mersch. Hier erlebten sie nicht nur eine bittere Enttäuschung, sondern eine besonders unangenehme Überraschung. Mit einem scharfen „Hände hoch“ von bereitstehender Gestapo (Geheimen Staatspolizei) und Feldpolizei in Empfang genommen, wussten sie, dass ihr Alleingang hier am Bahnhof ein böses Ende genommen hatte. Zur Strafe wurden sie nicht nur zu Fuß nach Ansemburg zurückgeschickt, sondern zusätzlich zu einer mehrtägigen Dunkelhaft verdonnert. Sie wurden in so engen Räumen eingesperrt, dass sie sich nicht einmal frei bewegen konnten.

Auf diese Weise hatte Guillaume Daleiden seine ersten bitteren Erfahrungen mit dem Naziregime gemacht Monate später, und zwar am 5. Oktober 1943 musste er in den Reichsarbeitsdienst, den er in einem RAD-Lager bei Spital/ Niederösterreich ableistete. Dass dieser Ort gerade der Geburtsort der Mutter des deutschen Diktators, Adolf Hitler war, wer konnte das schon ahnen. Seine RAD-Zeit währte nur bis zum 17. Oktober 1943, demnach kaum 2 Wochen. Diese frühzeitige Unterbrechung entspross der schlimmen Nachricht vom Tode seines Bruders Nicolas, der am 19. September 1943 am Kuban-Brückenkopf, an den Folgen schwerster Verletzungen auf dem Hauptverbandsplatz von Ischkon auf der Krim verschieden war.

I. Angaben zur Person	
1	Familienname <i>Daleiden</i>
2	Nachnamen (Namen untereinander) <i>Nikolaus Joseph</i>
3	Geburtsdag, -monat, -jahr <i>14. 4. 22</i>
4	Geburtsort Verwaltungs- bezirk (z. B. Kreis, Reg. Bezirk) <i>Niederösterreich / Off-Atypif</i> Luxemburg
5	Staatsan- gehörigkeit (nach Gesetz) <i>D. R.</i> <i>gebürtig 08.6.43</i> Luxemburg
6	Religion <i>W.M.</i>
7	Familien- stand <i>led.</i>
8	Beruf (nach Berufs- verzeichnis) erlernter <i>Wappmeister</i> ausgeübter <i>W.</i>
9	Eltern Vater <i>Joseph</i> (Geburtsort, Familienname) Mutter <i>Theresia</i> (Geburtsort, Familienname) <i>Joseph</i> (Geburtsort, Familienname) <i>Pauline</i> (Geburtsort, Familienname) (namen schreiben: + und -Stiefeltern) (namen schreiben: + und -Stiefeltern)

	
<i>Daleiden Nikolaus</i> (Eigenhändige Unterschrift des Inhabers - Rufname, Familienname)	
Blutgruppe	

Hilfsmittel.
Sachverständ. u. Kp. Führer

Zur Osten, den 2.10.43.

Sehr geehrter Herr Galicki!

Ihnen muß ich die traurige Mit-
teilung machen, daß Ihr Sohn, der ge-
freite Nikolaus Galicki, am 19.9. auf dem
Hauptverbandsplatz in Fochekon infolge seiner
am 18.9. erlittenen schweren Verwundung ge-
storben ist. Er gab sein Leben in soldatischer
Pflichterfüllung im Kampf um die Freiheit
Großdeutschlands, getreu seinem Galizenside
für Führer, Volk und Vaterland.

Als am 18.9. in den späten Abend-
Stunden die Kompanie im Ort Fochekon
etwa 9 km westlich Waremikowskaja Quartier
besog, fielen in dem kleinen Ort auf dem
Kubäubrückenkopf mehrere Bomben. Hierbei
wurde Ihr Sohn durch Bombensplitter in
der Brust so schwer verwundet, daß er wenige
Stunden später schon auf dem Hauptverbands-
platz in Fochekon verstarb.

Die Kompanie verliert in ihm einen
ihrer besten Männer, der durch seine große
Einsatzfreudigkeit und Hilfsbereitschaft bei
seinen Kameraden und seinen Vorgesetzten
sehr beliebt war. Ingleich im Namen seiner
Kameraden spreche ich Ihnen meine

wärmste Anteilnahme aus. Die Roumanie
wird Ihrem Sohn stets ein ehrendes An-
denken bewahren und in ihm ein
Vorbild sehen.

Die Gewissheit, daß Ihr Sohn für
die Größe und Zukunft unseres ewigen
deutschen Volkes sein Leben hingebend, möge
Ihnen ein kleiner Trost sein in dem
schweren Leid, das Sie betroffen hat.

Seine letzte Ruhestätte fand er
auf dem Friedhof in Fehetou in
der Nähe der Kirche.

Mit aufrichtigem Mitgefühl grüße
ich Sie mit


Heil Hitler

Dr. J. J. J.
Leutnant u. Fp. Führer.

Ein dreitägiger Kurzurlaub, der ihm zur Teilnahme an der Trauerfeier für seinen Bruder ge-
währt worden war, gab Guillaume Daleiden Gelegenheit von der verhassten Wehrmacht zu
desertieren.

Ein erstes Versteck fand sich in Niederkorn bei einer Familie Druet. Nach kurzer Zeit ging es
dann in ein zweites Versteck, diesmal nach Differdingen, wo eine Familie Hollerich bereit war,

sich um Deserteure zu kümmern. Inzwischen hatte man Verbindung zu einer Resistenzorganisation aufgenommen und Guillaume Daleiden wurde mit zwei Kollegen, einer aus Esch/Alzette der andere aus Kayl, in ein Haus in der „Weichergaass“ bestellt. Ein maskierter Mann überreichte jedem von ihnen neue Identitätspapiere, d.h. jeder bekam eine Identitätskarte, die auf einen anderen Namen ausgestellt war. Aus Guillaume Daleiden war nunmehr Guillaume Dalbert geworden. Der Maskierte gab den Dreien Anweisung, sich den neuen Namen gut einzuprägen.

MINISTÈRE DU TRAVAIL et de la Solidarité Nationale.		1925, CERTIFICAT DE RECENSEMENT	
DÉPARTEMENT : <i>Meurthe-et-Moselle</i>		N° 238932	
COMMUNE : <i>Marratalès</i>			
NOM.....	<i>DALBERT</i>		
PRÉNOMS....	<i>Guillaume</i>		
Naissance.	Date....	<i>1^{er} Septembre</i>	1925.
	Lieu.	Dép.	<i>Moselle</i>
		Com.	<i>Ottange</i>
Nationalité ..	<i>française</i>		
Domicile.	Dép.	<i>Meurthe-et-Moselle</i>	
	Com.	<i>Marratalès</i>	
Rue et n°. <small>(Hameau ou hennit.)</small>			
Profession. . .	<i>ouvrier agricole chez M. de Bony, Château de Marratalès</i>		
		Le <i>26</i> mai 1944.	
		Le Maire. <i>Vergnolle</i>	

Des Weiteren bekam jeder von ihnen einen Zettel, auf dem der nach Frankreich führende Weg genau aufgezeichnet war. Der maskierte Mann legte dem Trio ans Herz, dieses Papier im Mund zu zerkaugen und runterzuschlucken, sobald eine Kontrolle durch die Deutschen erfolge oder bevorstehe.

Für die Reise ins Ungewisse hatte die Mutter von Guillaume ihrem Sohn einen Koffer, vollgepackt mit Kleidungsstücken und Lebensmitteln mitgegeben. Für den Weg nach Frankreich durfte er jedoch nur das Nötigste mitnehmen. Alles andere musste er zurücklassen. Zu Fuß ging es dann vorerst über die Grenze nach Hussigny und von dort nach Audun-le-Roman. Hier nahmen sie den Zug nach Paris.

Sie schliefen in einem Hotel. Am anderen Morgen ging es mit der Eisenbahn weiter nach Clermont-Ferrand. Von dort nach Les Ancizes, wo sie im Hotel Cros unterkamen.

Es war die Resistenzgruppe von Albert Ungeheuer, die es ihm erlaubte, auf der von dieser Organisation eingerichteten Fluchtlinie nach Frankreich zu gelangen. Jene Organisation verhalf mehr als tausend luxemburgischen Deserteuren, sich der Wehrmacht zu entziehen, um in Frankreich unterzutauchen.

Albert Ungeheuer



Albert Ungeheuer

In Mertert geboren und in Differdingen wohnhaft, war Albert Ungeheuer von Anfang an Mitglied der Resistenzgruppe „PI-Men“. Im November 1941 begab er sich mit seinem Mitstreiter Eugène Leger nach Frankreich, um in Clermont-Ferrand/Les Ancizes ein Aufnahmezentrum für junge Luxemburger einzurichten, die sich der Wehrmacht entziehen wollten. Durch seine geheimen Verbindungen wurden die Fahnenflüchtige mit französischen Ausweispapieren, mit Lebensmittel-, Kleider- und Arbeitskarten ausgestattet. Außerdem wurde ihnen eine Arbeitsstelle vermittelt.

Leider wurde die Organisation Ungeheuer den Deutschen durch einen luxemburgischen Deserteur in die Hände gespielt. Hier handelte es sich um den aus Esch/Alzette stammenden Henri Rolgen. Als Deserteur hatte sich dieser Ende 1943 nach Clermont-Ferrand abgesetzt. Als er am 12. Februar 1944 versuchte, bei Aumetz die damalige deutsch-französische Grenze zu überschrei-

ten, um ins Großherzogtum zurückzukehren, wurde er vom Zollgrenzschutz festgenommen und der Gestapo in Metz übergeben. Beim Verhör erzählte Rolgen den Gestapoleuten, dass in Clermont-Ferrand und in der benachbarten Ortschaft Les Ancizes Auffangstellen für luxemburgische Refraktäre und Deserteure der Wehrmacht eingerichtet worden wären. In diesem Zusammenhang nannte Rolgen mehrere französische und Luxemburger Helfer und er teilte den vernehmenden Beamten eine größere Zahl Namen von luxemburgischen Deserteuren mit. Am 9. März 1944 lieferte die Gestapo Metz den Verräter an das Einsatzkommando der Sicherheitspolizei in Luxemburg aus. Vor dem zuständigen Kommissar Dietrich bestätigte er die bereits bei der Gestapo in Metz gemachten Aussagen. Im Einverständnis mit der zuständigen Gestapostellen Metz und Paris wurde der bei der Gestapo Luxemburg bedienstete Kriminalsekretär Stuckenbrock mit der Durchführung der Operation betraut.

Albert Ungeheuer wurde mit mehreren seiner Mitarbeiter verhaftet und nach Hinzert überführt. Von dort erfolgte seine Verlegung nach Natzweiler, wo er mit 11 Mitgefangenen am 18. Mai 1944 erschossen wurde.

Der Verräter Henri Rolgen wurde am 31. Juli 1951 durch das Kriegsverbrechertribunal in Lux-

das Vieh gänzlich verwahrlost im eigenen Mist versank. Hier war schwere Arbeit angesagt, um den Betrieb wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen. Sein Schlafplatz war die Scheune. In diesem Hof war bereits ein junger Pole versteckt, der jedoch ins Haus umziehen konnte, nachdem der luxemburgische Deserteur eingezogen war. Dem jungen Polen schien das Auftauchen von Guillaume Daleiden nicht besonders zu gefallen, denn er begegnete ihm mit einer gewissen Antipathie.

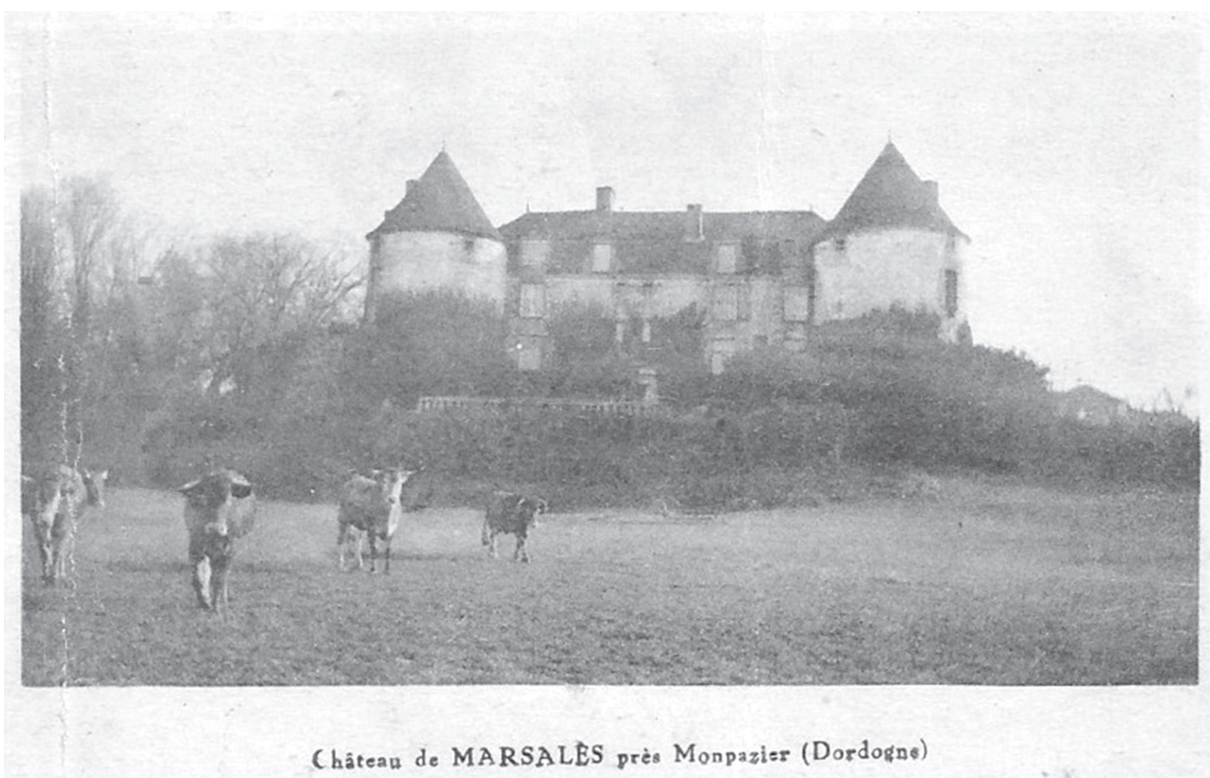
Sonntags begab er sich nach Allès-sur-Dordogne, 6 Kilometer von Cussac entfernt, wo die in der Gegend versteckten Luxemburger sich regelmäßig mit elsass-lothringischen und luxemburgischen Partisanen trafen. Ein solches Treffen endete eines Tages in einer Katastrophe, indem das Dorf von deutschen Wehrmachtssoldaten umzingelt wurde. Viele konnten entkommen, doch nachdem die Ortschaft vollkommen eingeschlossen war und die Deutschen überall Maschinengewehre aufgestellt hatten, war jede weitere Flucht unmöglich. Marcel Schmit aus Niederkorn, der nicht wusste, dass der Ort gänzlich umstellt war, versuchte zu entkommen. Ein SS-Mörder zerschmetterte ihm den Schädel mit einem Gewehrkolben.

-Henri Koch Kent, „Sie boten Trotz“. Imprimerie Hermann, Luxemburg 1974-

Guillaume Daleiden, der ebenfalls entkommen konnte, wurde während drei Monaten im Hause des Bürgermeisters von Cussac versteckt.

Als dann noch weitere Deserteure im gleichen Haus aufgenommen wurden, suchte er sich eine andere Bleibe.

Er fand Unterschlupf in einem Anwesen, das bisher nicht in den Blick der Fahnder geraten



war. Dieser Hof war lediglich von einer älteren Dame bewohnt, die einen jüngeren Flüchtling bei sich aufgenommen hatte, der augenscheinlich mit ihr ein näheres Verhältnis hatte. Diese Ansicht setzte sich bei dem luxemburgischen Refraktär durch, als er merkte, dass sein Mitbewohner von der Arbeit auf dem Hof weitgehend dispensiert war.

Irgendwann kam Guillaume Daleiden dann auf das Schlossgut „Marsalès“ das von einer Madame Bony und ihren drei Töchtern bewohnt war. Die drei Schlosstöchter waren alle verheiratet und hatten Kinder. Deren Ehemänner waren im Krieg gewesen und befanden sich mit größter Wahrscheinlichkeit in deutschem Gewahrsam. Einer der Schwiegersöhne war angeblich während den Mai-Juni-Kämpfen 1940 gefallen.

Außer Guillaume Daleiden waren im Schloss noch weitere Deserteure versteckt, und zwar ein Spanier, ein Franzose und noch ein zweiter Luxemburger namens Bauler Fernand.



Hier auf dem Schloss fühlte Guillaume Daleiden sich wohl. Zusammen mit seinen Asylnachbarn führte er alle Arbeiten aus, welche auf dem Schloss anfielen. Dass Guillaume Daleiden auf Schloss Marsalès sehr zufrieden war, beweist die Tatsache, dass er die Familie nach Kriegsende noch mehrmals besuchte.



Dass ihr Sohn Guillaume von der Wehrmacht geflüchtet war, und im nahen Frankreich Unterschlupf gefunden hatte war den Eltern zwar zugetragen worden, etwas Genaueres wussten sie jedoch nicht. Gerüchte hatten sogar darauf hingedeutet, dass ihr Sohn von den Deutschen als Deserteur verhaftet und erschossen worden sei. Eine persönliche Nachricht hatten sie lange Zeit nicht.



Über diese schwere und gefährliche Zeit sagte Guillaume Daleiden später: „Ich hatte unwahrscheinliches Glück, dass die deutschen Fahnder mich nicht erwischten, denn in diesem Falle hätte mein Leben, wie das von unzähligen meiner Kameraden am Exekutionspfahl geendet.“

Nachdem Guillaume Daleiden, im Gegensatz zu seinem Bruder Nicolas, wohlbehalten aus dem Krieg zurückgekehrt war, musste er, wie übrigens viele andere, zur neu aufgestellten luxemburgischen Armee.

Seine Einberufung erfolgte am 27. Juni 1945 und endete nach einem Jahr, am 17. Juni 1946. *(Nach einer Darlegung seines Sohnes Jean-Claude und seiner Enkelin Nadine)*

Während des Zweiten Weltkrieges wurden mehr als tausend Deserteure oder Refraktäre durch sogenannte luxemburgische Passeure, nach Frankreich geschleust. Die meisten von ihnen verdankten ihre Flucht der Resistenzorganisation von Albert Ungeheuer, der in Ancizes (Puy-de-Dôme) eine Aufnahme- und Versteckestelle eingerichtet hatte, von wo aus den Flüchtlingen in Verstecke oder zum französischen Widerstand weitergeleitet wurden.

Bei einer größeren Fahndungsaktion, die 1943 durch Gestapo und Feldgendarmerie durchgeführt wurde, gelang es den Nazis eine größere Zahl von Deserteuren zu verhaften. Unter ihnen auch viele Luxemburger, von denen die meisten später erschossen wurden.

In vielen Fällen wurden die deutschen Fahnder durch Verrat auf die Spur der Opfer gebracht, eine abscheuliche Tat, zu der die beiden luxemburgischen Zwangsrekrutierten Marcel Reuter und Henri Rolgen sich hergegeben hatten.





Beide Verräter wurden nach dem Krieg durch das Kriegsverbrecher-Tribunal in Luxemburg zum Tode verurteilt, doch das Urteil wurde nur im Falle Reuter vollstreckt.

War der widerwärtige Verrat an den eigenen Kameraden bereits ein ruchloses Verbrechen, so war der nachfolgend beschriebene Judas Akt an Niedertracht und Erbärmlichkeit wohl kaum zu überbieten.

Ein anderer Verräter

Hier handelt es sich nämlich um den Verräter Robert Alesch, ein Mann geistlichen Standes, der sein Priesteramt dazu missbrauchte, Deserteure oder Leute von Widerstandsorganisationen zu denunzieren, die nach ihrer Verhaftung entsetzlichen Foltern ausgeliefert waren, um später am Exekutionspfahl zu enden oder in einem Konzentrationslager umgebracht zu werden.

Robert Alesch wurde am 6. März 1906 in Aspelt geboren. Nach seinen Gymnasialstudien in Luxemburg bereitete er sich in Fribourg (Schweiz) auf den Priesterberuf vor. Im Jahre 1933 wurde er in Davos zum Priester geweiht. Als Vikar war er in Davos und Zürich tätig. Im Jahre 1935 ließ er sich in Frankreich nieder, wo er die Pfarrei La Varenne-Saint-Hilaire übernahm.

Robert Alesch, der jeden Sonntag in seiner Pfarrei die Messe las und die Verordnungen der deutschen Okkupanten von der Kanzel herab geißelte, gab sich als kämpferischer Nazigegner, so dass niemand in seiner Pfarrei ahnen konnte, dass dieser Priester dazu imstande wäre, sich den Volksfeinden zuzuwenden.

Etwa Anfang 1943 machte Robert Alesch die Bekanntschaft eines deutschen Majors, welcher der deutschen Abwehr nahestand.

Angetan von dem Umstand, dass dieser Priester sowohl die französische als auch die deutsche

Sprache einwandfrei beherrschte, schien dieser ihm das geeignete Subjekt, ihn mit der deutschen Abwehr in Verbindung zu bringen. So stellte er bereits 1941 den Kontakt zwischen ihm und dem Chef der Sektion Abwehr III, Paris, Oskar Reile her. Von diesem ließ der Geistliche sich als Vertrauensmann der Gestapo und des Sicherheitsdienstes anheuern.

Als Vertrauensmann der Gestapo bezog Robert Alesch eine feste Zuwendung von 12.000 Franken im Monat, zusätzlich ein Kopfgeld für jede denunzierte Person, die in die Fänge der deutschen Fahnder geriet. Ein französischer Arbeiter bezog zu diesem Zeitpunkt 1000 Franken, so dass der Judaslohn des Verräters beträchtlich war.

Als besonders schuftig gilt die Tatsache, dass Alesch männliche Pfarrbewohner dazu verleitete, sich einer Widerstandsorganisation anzuschließen, um sie dann ihren Häschern auszuliefern. Eine noch niederträchtigere Vorgehensweise bediente sich der Abtrünnige, indem er das Beichtgeheimnis missbrauchte, um es danach im Sinne seiner Auftraggeber zu verwenden.

Robert Alesch lebte zu dieser Zeit auf großem Fuße, denn Geldsorgen hatte er keine.

Am Tage diente er als würdiger Priester seiner Pfarrei, um sich am Abend in einen geschneigelten Zivilisten zu verwandeln, der sich ins Pariser Nachtleben stürzte. Bereits 1943 verließ er seine Pfarrei, da es ihm gelungen war, das Amt eines Gefängnisgeistlichen in Fresnes zu übernehmen.

Ihm wird außerdem nachgesagt, dass er zwei Freundinnen unterhielt, die er in teuren Appartements in Paris untergebracht hatte.

Er verließ seine Pfarrei Ende 1943, um nur noch als Seelsorger im Gefängnis von Fresnes zu wirken. Hier spielte er die Rolle eines Doppelagenten, indem er französischen Gefangenen zur Flucht verhalf, um sie anschließend an die Deutschen zu verraten.

Die Zahl, der von Robert Alesch verratenen und später von den Deutschen zu Tode gebrachten Personen ist schwer zu beziffern, jedenfalls dürfte diese beträchtlich gewesen sein.

Die verabscheuungswürdigen Judasdienste, die ein Mann Gottes, in den Diensten des Feindes lieferte und dadurch den Tod unzähliger Deserteure oder Widerstandskämpfer zu verantworten hatte, ist an Widerwärtigkeit wohl kaum zu überbieten.

Nachdem der Krieg für Deutschland mit einem Desaster zu Ende ging, zeichnete sich auch für die Schurken das Ende ab. Um dem Zorn der Franzosen zu entgehen, flüchtete der Denunziant nach Belgien, wo er sich als Lagergeistlicher in einem Flüchtlingscamp etablierte.

Im Juli 1945 wurde er jedoch von der belgischen Justiz festgenommen und an Frankreich ausgeliefert.

Vor einem Kriegsverbrechertribunal zum Tode verurteilt, wurde Robert Alesch am 25. Januar 1949 im „Fort de Montrouge“ durch ein Exekutionspeloton hingerichtet.

Swiercz Marian, wohnhaft zu Ettelbrück



Ich wurde am 7. Dezember 1928 in Krlikov, einem kleinen Ort in Polen, als Sohn von Angesz Swiercz und Stevania Murachevska geboren. Ich hatte noch 2 Brüder und eine Schwester.

Als die deutschen Truppen am 1. September 1939 in Polen einrückten besuchte ich noch unsere Dorfschule, die bei Ausbruch des Krieges ihre Türen schloss. Von dem ganzen Kriegsgeschehen bekamen wir nur so viel mit, dass die polnische Armee der überlegenen deutschen Wehrmacht unterlag und dass unser Land, Polen, schwere Verluste an Soldaten und Zivilpersonen hinnehmen musste. Beträchtliche Schäden waren zudem durch Bombardierungen an Häusern und Industrieanlagen entstanden.

Nach Kriegsende erfuhr ich ebenfalls von der grauenhaften Verfolgung und der Vernichtung von polnischen Juden.

Wie gesagt, bekamen wir von den eigentlichen Kämpfen nicht allzu viel mit, denn mein kleines Heimatdorf liegt von der Hauptstadt Warschau ungefähr 300 Kilometer entfernt. Als die polnische Armee kapituliert hatte wurde trotzdem vieles anders. Nachdem die Deutschen Polen besetzt hatten wurde in der Verwaltung des Landes vieles anders, auch die Ernährungslage war weitgehend davon betroffen.

Es war Anfang April 1942 als ich mich in meinem Heimatdorf, in der Nähe unseres Hauses, auf der Straße aufhielt. Plötzlich kam ein Lastwagen angefahren, und dieser hielt in der Nähe an. Zwei gelbuniformierte Männer stiegen aus, sie kamen auf mich zu, ergriffen mich und forderten mich auf, hinten im Lastwagen Platz zu nehmen.

Ich bekam keine Zeit mehr, mich von meinen Eltern zu verabschieden.

Ich glaube, dass es sich bei den beiden Gelbuniformierten um polnische Staatsbürger handelte, die sich nach der Niederwerfung Polens zu den Deutschen bekannt hatten.

Sie fuhren mit mir bis nach Lodz, wo sie mich in einem Ghetto ablieferten. Hier waren sehr viele Leute, besonders aber Juden. Ich befand mich während 8 oder 9 Tagen mitten unter ihnen. Wir lagen in Baracken zu wenigstens 100 Personen, wir schliefen auf dem Fußboden, der mit Stroh ausgelegt war. Zu essen gab es nicht viel. Ich weiß mich jedoch zu erinnern, dass ich eines Tages von einem Arzt untersucht wurde. Dieser schaute sich mein Geschlechtsteil genau an. Später wurde mir durch Erzählungen anderer erst klar, dass alle männlichen Juden beschnitten waren. Die damalige Untersuchung diente nur dem Zweck, herauszufinden ob ich ebenfalls beschnitten sei. Dann nämlich hätte man mich gemeinsam mit Landsleuten jüdischer Herkunft in ein Konzentrationslager geschickt und mein Los wäre wahrscheinlich besiegelt gewesen. In diesem Ghetto waren nämlich viele jüdische Frauen mit ihren Kindern, die wahrscheinlich alle in Konzentrations- bzw. Vernichtungslager gebracht wurden.

Nachdem ich 9 Tage dort verbracht hatte wurde ich mit vielen anderen zum Bahnhof nach Lodz gebracht. Unsere Gruppe bestand hauptsächlich aus Männern und Jugendlichen, von denen viele noch jünger waren als ich selbst. Vom Bahnhof Lodz wurden wir dann mit dem Zug nach Posen gebracht, wo wir diesmal in einem größeren Transitlager untergebracht wurden. Auch hier gab es nur wenig zu essen und wir schliefen auf dem Boden. Zum Essen bekamen wir nur Kartoffelsuppe. Diese wurde in einem Blechnapf ausgegeben. Diejenigen die kein geeignetes Gefäß hatten gingen leer aus. Nach einigen Tagen ging die Fahrt per Eisenbahn weiter nach Berlin, wo wir mehrere Tage im Bahnhofsbereich zubrachten. Die Nacht verbrachten wir ebenfalls zu ebener Erde, an Stellen, wo eben Platz war. Von Berlin ging es nach Lübeck. Vom dortigen Bahnhof mussten wir zu Fuß in ein Arbeitslager gehen, das ungefähr 7 Kilometer außerhalb der Stadt lag. Hier wurden wir wieder in Holzbaracken untergebracht. Wir lagen zwar auf zweistöckigen Holzbetten, als Unterlage hatten wir jedoch auch diesmal Stroh aber dazu noch eine Decke. Dieses Lager war mit hohem Stacheldraht umzäunt.

Bereits am darauffolgenden Tag ging es zur Arbeit, und zwar in eine Munitionsfabrik, die etwa 1 ½ Kilometer außerhalb des Lagers, in einem Wald mit dicken Bäumen stand. Die einzelnen Fabrikhallen waren mehr als 100 Meter voneinander entfernt. Die gesamte Ausdehnung der Fabrikhallen war jedenfalls beträchtlich. Dass die einzelnen Hallen so weit auseinander lagen war ganz sicher aus Vorsicht bei der Entstehung der Fabrik eingeplant worden, um diese vor alliierten Bombenangriffen zu schützen. So wie erzählt wurde, war die Stadt Lübeck kurz vor unserem Eintreffen Opfer eines verheerenden Luftangriffs geworden. Die Fabrik war jedoch nicht getroffen worden. *(In der Nacht vom 28. zum 29.3.1942 war Lübeck Ziel eines verheerenden Angriffs bei dem 234 britischen Bomber ein Flächenbombardement mit Brand- und Sprengbomben verursachten, bei dem 1.425 Gebäude in Flammen aufgingen, während 1.976 schwer beschädigt wurden. 30 Zivilpersonen wurden getötet, 785 schwer verletzt)*

Die Arbeit in der Fabrik begann morgens um 6 Uhr und endete abends um 6. Wir arbeiteten demgemäß jeden Tag, außer sonntags, während 12 Stunden, die lediglich durch eine kurze Mittagspause unterbrochen wurden. Zu essen gab es fast immer einen Napf Suppe mit einem Stück Brot. Wöchentlich bekam jeder Fabrikarbeiter 3-mal ein Kilo Brot mit ein wenig Margarine und Konfitüre. Die Essenszuteilungen genügten zum Überleben, es war jedoch zu wenig für Leute die 12 Stunden arbeiten mussten. Hinzu kam noch, dass ich selbst und viele meiner Kameraden, die noch jünger waren, infolge unseres Alters noch im Wachsen waren, so dass wir gerade in diesem Stadium unserer Entwicklung anständiges Essen gebraucht hätten.

In den Hallen arbeiteten auch französische Kriegsgefangene. Diese bekamen zusätzlich zu der normalen Verpflegung noch regelmäßig Pakete von zu Hause oder sogar vom Internationalen Roten Kreuz, so dass diese weit weniger unter Hunger zu leiden hatten als wir. Hie und da gaben die Franzosen eine Kleinigkeit aus ihren Paketen an uns ab.

Ich arbeitete in einer Fabrikabteilung, wo Granathülsen hergestellt wurden. Ich hatte den Arbeitsvorgang während der ganzen Fertigung einer Hülse zu überwachen. Es waren großkalibrige Hülsen, die mit größter Wahrscheinlichkeit zu Granaten von Kaliber 10,5 cm passten. Dies war ein gängiges Kaliber bei der deutschen- und auch bei der Artillerie der Alliierten.

Die fertigen Hülsen wurden in die nächste Halle befördert, wo sie mit Pulver gefüllt wurden. Bei der Arbeit wurden wir von SS-Männern überwacht, um Sabotageakte an der Munition zu vermeiden. Später hörte man zwar immer wieder von Rohrkrepiern an deutschen Waffen, die angeblich dadurch entstanden, dass entweder zu viel oder zu wenig Pulver eingefüllt worden war. Ich würde zwar sagen, dass solche Sabotageakte mit dem Tod bedroht waren, so dass es zu gefährlich war, solche Handlungen in den Fabriken zu versuchen. Wenn es dennoch geschah, dann jedenfalls von Arbeitern, die sich der Tragweite ihrer Handlungen nicht bewusst waren.

Im Lager selbst war die Beaufsichtigung zwar nicht allzu streng. Obschon dasselbe mit Stacheldraht eingefriedet war, konnten wir uns bei Freigang bis zu 7 Kilometer vom Lager entfernt bewegen, ohne dass wir behelligt wurden. Das Lager selbst wurde von älteren Männern überwacht. Sie gehörten angeblich zum Volkssturm. Es waren meist umgängliche Typen.

Ein Zwischenfall, der sich allerdings unauslöschlich in mein Gedächtnis eingepägt hat, bildet die Tatsache, dass die Lagerinsassen, also wir, an einem gewissen Tag zusammengerufen wurden, um einem besonderen Ereignis beizuwohnen, das zur Abschreckung dienen sollte.

3 junge Männer, die sich mit deutschen Mädchen eingelassen hatten, wurden im Lager öffentlich gehängt. Ein entsetzliches Schauspiel, das mich jedenfalls nachdrücklich belastete.

Ich war etwas mehr als 15, als wir uns aus dieser Fabrik davonmachten. Munition wurde zwar noch hergestellt, doch im allgemeinen Durcheinander fiel nicht mehr auf, dass mehr als die Hälfte der Belegschaft die Arbeit niedergelegt hatte. Inzwischen näherte der Krieg sich seinem Ende und Nazideutschland stand vor der größten Schlappe seiner Geschichte. Tausende Einwohner verließen die Stadt Lübeck und machten sich mit ihrer Habe auf den Weg nach Westen. Mit vielen Arbeitern aus meiner Fabrik schloss ich mich dieser Massenflucht einfach an.

Wir erfuhren, dass die Einwohner von Lübeck sich vor den Russen in Sicherheit bringen wollten, da deren Armeen sich rasch der Stadt näherten und auf ihrem Siegesmarsch Tod, Verwüstung und Vergewaltigung zurückließen.

Nachdem ich innerhalb dieser Kolonne etwa 15 Kilometer zurückgelegt hatte, kamen wir in ein Dorf das Bad Segeberg hieß. Hier bekam ich Arbeit auf einem Bauernhof, wo ich bis zur Kapitulation Nazi-Deutschlands verblieb.

Für uns war das der 3. Mai 1945, als britische Truppen in den Raum Bad Segeberg vorstießen. Wehrmachtssoldaten, die sich noch in dieser Gegend aufhielten, ergaben sich und warfen ihre Waffen auf einen Haufen. Sie wurden von den Engländern weggebracht, wahrscheinlich in ein Gefangenenerlager, denn im Lager, wo wir untergebracht waren, gab es keine deutschen Soldaten.

Nach der Gesamtkapitulation Deutschlands kehrte ich wieder nach Lübeck zurück, wo wir in einem großen Auffanglager zusammengefasst wurden. Hier vegetierten, denn anders kann man es nicht nennen, tausende Menschen auf engstem Raum. Was ich hier erlebte war einfach schrecklich. Wenig zu essen, katastrophale hygienische Zustände. Leute, die selbst Schnaps herstellten, wozu sie sogar Flugzeugbenzin mit Spiritus mischten. Die Szenen, die sich hier abspielten, sind nicht zu beschreiben.

Ich glaube, dass es in diesem Lager keine Nationalität gab, die nicht vertreten war. Obschon die Engländer über diesen Landstrich den Befehl hatten, kamen regelmäßig russische Soldaten mit Lastkraftwagen ins Lager und holten Landsleute ab. Soweit ich mich erinnere waren wir etwa 3 bis 4 Monate in diesem Lager, wo wir einfach so zusammengepfercht waren, ohne dass sich um uns gekümmert wurde.

Dann eines Tages hörten wir, dass man sich in einem Registrierungsbüro melden müsse, wo man auch eine Arbeit bekäme.

Ich stellte mich dort vor, und wurde in einen landwirtschaftlichen Betrieb verwiesen, der etwa 15 Kilometer entfernt war. Da ich zweifelsohne ziemlich verwahrlost aussah wurde ich vom Landwirt zwar als Arbeitskraft angenommen, doch musste ich mich vorher nackt ausziehen. Man rieb mich mit irgendeinem Desinfektionsmittel ein. Meine Kleider wurden auf einen Haufen geworfen, mit Benzin getränkt und den Flammen übergeben. Meine Kleider waren nämlich gänzlich verlaust. Von meinem neuen Arbeitgeber bekam ich frische Kleider. Dieser Mann hatte absolutes Verständnis für meine Situation, da er im ersten Weltkrieg als Soldat von den Engländern gefangen genommen worden war und längere Zeit in England in einer Fabrik arbeiten musste.

Bei diesem Landwirt war ich längere Zeit.

Ich war ein einziges Mal nach meinem Heimatort zurückgekehrt. Dort lebte nur noch meine Mutter, die bereits in den 90ern war. Mein Vater war im Laufe der Kriegswirren gestorben, mein älterer Bruder war durch einen Unfall ums Leben gekommen.

Meine Angehörigen hatten damals, anno 1942, lediglich von Nachbarn erfahren, dass man mich von der Straße weg entführt hatte. Da ich mich in den Jahren danach nicht mehr gemeldet hatte, glaubten alle, man hätte mich umgebracht.

1947 kam ich dann nach Belgien, wo ich in einem Kohlenwerk in der Nähe von Mons beschäftigt war.

Im Jahre 1949 ging es nach Luxemburg und ich fand eine Arbeit in einem kleinen Bauernbetrieb in Buschdorf. Hier war ich jedoch nur eine Woche. Arbeiten konnten wir nicht, denn es regnete die ganze Woche. Am Sonntag war Kirchweihfest in Vichten. Ich traf mich dort mit polnischen Kameraden und wir hatten tüchtig getrunken. Als ich am darauffolgenden Tag nicht aus dem Bett kam, wurde ich von meinem Arbeitgeber tüchtig abgekanzelt. Da ich bis dahin ja noch nicht gearbeitet hatte, zog ich einfach weiter.

Ich kam nach Mertzig, Bastendorf und später arbeitete ich während Jahren bei Goodyear in Colmar Berg.

Soweit ich mich erinnere wurde mir Anfang der sechziger Jahre ein Formular zugeschickt, das mir für die geleistete Fronarbeit, während des Zweiten Weltkrieges eine Entschädigung in Aussicht stellte.

Nach dem deutschen Stiftungsgesetz setzte eine Entschädigungsberechtigung für Zwangsarbeit den ausreichenden Nachweis voraus, dass sie ins Deutsche Reich oder in ein von Deutschland besetztes Gebiet deportiert wurden, Zwangsarbeit leisten mussten und haftähnliche Bedingungen oder vergleichbare extrem schlechte Lebensbedingungen unterworfen waren.

Ich musste meine ganze Situation schriftlich niederlegen und mich von einem Arzt untersuchen lassen.

Nachdem ich das ausgefüllte Formular, mit dem ärztlichen Attest an die Adresse „International Organization for Migration German Forced Labour Compensation Programme“ zurückgeschickt hatte vergingen einige Monate, ohne dass ich noch etwas von der Angelegenheit hörte. Dann allerdings ging mir ein Schreiben zu, gemäß dem ich mich an einer bestimmten Adresse in Köln melden müsse.

Ich begab mich nach Köln, wo ich an der angegebenen Adresse vorsprach. Dort wurde ich erneut einer genauen ärztlichen Untersuchung unterzogen. Des Weiteren wurde ich in einem Büro einem regelrechten Verhör unterzogen. Vor zwei Leuten musste ich den ganzen Sachverhalt von meiner Entführung in meinem Heimatdorf bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in allen Details erzählen. Meine ganze Geschichte wurde auf einer Schreibmaschine getippt und mir am Ende vorgelesen. Ich musste unterschreiben, und man sagte mir, dass ich mit größter Wahrscheinlichkeit zu jenen Zwangsarbeitern gehöre, denen eine Entschädigung zustehen würde. Es vergingen wieder etliche Monate; dann eines Tages bekam ich aus Deutschland ein amtliches Schreiben, gemäß dem mir zwei höhere Auszahlungen und eine Leibrente zugestanden wurden. Ich musste lediglich noch mein Bankkonto angeben. Was ich nie für möglich gehalten hatte, geschah: Einige Wochen später hatte ich plötzlich eine bedeutende Summe auf diesem Konto. Es kam wenig später noch eine zweite, ebenfalls nicht unbeträchtliche Summe hinzu. Außerdem bekomme ich jeden Monat eine Rente von 1000 Euro.

Im Grunde genommen bin ich ein Mensch, der immer zufrieden war und keine höheren Ansprüche an das Leben stellte. Was mir passierte, hätten viele niemals ohne dauernden Schaden überwunden. Ich haderte nie mit meinem Schicksal und ich trug auch gegen die, die mir Schlimmes angetan hatten, keinen Hass.

So bin ich 90 Jahre alt geworden und ich lebe in geordneten Verhältnissen. Ich habe keine Geldsorgen und trotz der Strapazen, die ich in jungen Jahren erlebte, ist mein Gesundheitszustand noch stabil. Obschon die Nazis während des Zweiten Weltkrieges in denen von ihnen besetzten Gebieten unbeschreibliche Gräueltaten verübten, muss man den nachfolgenden Regierungen zugehalten, dass sie wenigstens versuchten, einen Teil der Schuld ihrer Vorfahren abzugelten.

War mein Vater ein Nazi?

Ich habe einen guten Freund. Oft, wenn wir zusammensaßen, gemeinsame Erinnerungen austauschten und von unseren Erlebnissen im Zweiten Weltkrieg sprachen, dann stockte mir fast jedes Mal der Atem.

Was André mir über den Zweiten Weltkrieg zu erzählen wusste, die Tragödie, die ihm und seiner Mutter kurz vor Kriegsschluss und später widerfuhr, schien mir so unglaublich, dass ich ihn eines Tages darum bat, mir die Einzelheiten seiner Odyssee zu schildern. Ich wollte diese ebenso unglaublichen wie dramatischen Geschehnisse zu Papier bringen, um zu vermeiden, dass diese Tragik nicht eines Tages in Vergessenheit geraten sollte. Lange Zeit hat er sich dagegen gewehrt, dass diese Widrigkeiten schriftlich aufgezeichnet werden sollten. André musste erst 85 Jahre alt werden, bevor er mir die Erlaubnis gab, seine damaligen Erinnerungen niederzuschreiben.

Nun werte Leser, vor einiger Zeit habe ich mich dazu entschlossen den Bericht meines Freundes schriftlich in Worte zu fassen, um diese schier unglaubliche Geschichte der Nachkriegsgeneration nicht vorzuenthalten.

André wurde am 10. August 1932 in Luxemburg geboren. Als die deutschen Truppen das Großherzogtum am 10. Mai 1940 überfielen, stand er kurz vor seinem 8. Geburtstag. Er kann sich erinnern, dass die deutschen Soldaten während Tagen auf der Hauptstraße seines Wohnortes vorbeizogen. Von Fußtruppen, Reiterschwadronen, Kanonieren bis zu Panzersoldaten mit schwerem Kriegsgerät war alles dabei. Er und seine Schulkameraden sahen diesem gewaltigen Aufmarsch während Tagen zu. Am 10. Mai besuchte er das zweite Schuljahr. Doch während Tagen fiel der Schulunterricht aus. Zu sehr war die Bevölkerung von diesem gewaltigen Truppenaufmarsch überwältigt. Sein Vater, von Beruf Buchhalter, war in dieser Eigenschaft in einer Spirituosen-Großhandlung angestellt, die zum damaligen Zeitpunkt eine größere Anzahl von Mitarbeitern beschäftigte. Unter diesen Umständen gab es an der Arbeitsstelle seines Vaters einen sogenannten Betriebsrat, der von den Besatzern eingeführt worden war. Da der Buchhalter über alle Betriebszweige ziemlich im Bilde war wurde der Vater meines Freundes zum Vorsitzenden gewählt. Dass mit dieser Nominierung für die Familie ein ungeahnter Leidensweg seinen Anfang nahm, konnte zu diesem Zeitpunkt keiner ahnen. Aber lassen wir André weiter berichten:

„Durch seine Stellung als Betriebsvorsitzender war mein Vater gezwungen, regelmäßig an Versammlungen teilzunehmen, die unter deutscher Besatzung für größere Betriebe Vorschrift waren. Auf diese Weise kam er mit Leuten in Verbindung die ihn dazu überredeten das Amt eines Kassierers der VdB anzunehmen. Mein Vater, an und für sich eine eher zurückhaltende und ängstliche Natur, ließ sich dazu verleiten diese Funktion anzunehmen, ungeachtet der Tatsache, dass eine Versetzung nach der Kreisstadt zu den negativen Konsequenzen seines neuen Tätigkeitsfeldes gehörte. Man verpasste ihm eine gelbe Uniform, und ihm wurde ein Büro in der Kreisstadt zur Verfügung gestellt. An seiner neuen Dienststelle wurde uns ebenfalls eine Dienstwohnung zugewiesen. Soweit ich mich erinnere war nur eine geringe Gehaltsaufbesserung mit der neuen Stellung meines Vaters verbunden, doch konnte meine Mutter, die von Beruf Näherin war, durch mannigfache Aufträge unsere Haushaltskasse aufbessern. Ich selbst,

inzwischen 11 oder 12 Jahre alt, ging an unserem neuen Wohnort zur Schule. Mit 11 Jahren, muss es dann die 4. oder 5. Klasse gewesen sein, die ich besuchte. Der ganze Schulbetrieb lief in deutscher Sprache ab. Da mein Vater einen französischen Namen führte, wurde dieser natürlich im Rahmen der vom damaligen Gauleiter verfügbaren Namensänderung nicht vergessen, und wir bekamen, wie viele andere auch, einen deutschklingenden Namen. So wie fast alle meine Kollegen, war auch ich gezwungen der Hitlerjugend beizutreten, da ich nach der 4. oder 5. Klasse in die Hauptschule versetzt worden war. Mein Vater ging seiner Beschäftigung als Kassierer der Partei regelmäßig nach. Wenn er nach Hause kam, war für ihn sein Tagespensum erledigt, d.h. er machte keine Überstunden im Sinne der Partei. Zu Hause wurde über Politik überhaupt nicht geredet. Ich selbst wusste nicht, dass die Funktion meines Vaters in den Augen der luxemburgischen Bevölkerung, in irgendwelcher Weise anstößig sein könnte. Ich bin überzeugt, dass sogar mein Vater nicht daran dachte, dass er irgendwann wegen seiner Stellung in Misskredit geraten könnte.

Eines Tages, es kann Ende 1943 gewesen sein, wurde mein Vater nach Traben Trarbach versetzt. Für uns, seine Familie, war es einfach normal, dass wir unseren Wohnsitz nach dem neuen Tätigkeitsfeld des Vaters verlegten, zumal ihm dort eine Dienstwohnung zur Verfügung gestellt wurde. Hier handelte es sich um eine Anliegerwohnung, die zu einer Arztvilla gehörte. Eigentümerin war eine Zahnärztin deren Mann im Felde stand.

Obschon ich erst 12 oder 13 Jahre alt war, sammelte ich hier meine ersten Erfahrungen in puncto Erotik, den geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Frau. Die Zahnärztin rief mich an gewissen Tagen in ihre Wohnung, wo ich dann in einem Zimmer, unter Anleitung der reifen Frau, zu diversen Liebkosungen angeregt wurde. Infolge meines jugendlichen Alters war ich noch nicht geschlechtsreif, so dass es bei oberflächlichen Sex-Praktiken blieb.

Wenn ich zur Schule ging oder mich zur schulfreien Zeit in der Stadt bewegte, kam es häufig zu Fliegerangriffen. Man musste dann entweder schnell in einen Luftschutzkeller oder anderswo Schutz vor Bomben suchen. Eine Eisenbahnbrücke, über die ich fast täglich gehen musste, war häufiges Ziel solcher Angriffe. Soweit ich mich erinnere gab es in Traben Trarbach zwei bedeutende Bahnverbindungen, von denen eine in Richtung Trier, die andere ins Innere von Deutschland führte. Die Eisenbahnbrücke, über die ich gehen musste, gehörte zur Trierer Strecke, die am häufigsten angegriffen wurde.

Sozusagen am Rande der Stadt, nahe bei einem Wald, befand sich ein größeres Militärhospital, bei dem ständig Sanitätsfahrzeuge vorfuhr, um Verletzte einzuliefern. Was mich damals schon wunderte, und bei mir sogar eine gewisse Empörung hervorrief, war die Tatsache, dass ich nicht selten Zeuge wurde, wie diese Sanitätsfahrzeuge, obschon gut kenntlich, mit dem Roten Kreuz versehen, von amerikanischen Flugzeugen angegriffen wurden.

Inzwischen hatten wir das Jahr 1944, die Amerikaner waren erfolgreich in der Normandie gelandet und befanden sich bereits auf dem Vormarsch durch Frankreich. Um diese Zeit wurde in meiner Umgebung zum ersten Mal darüber gesprochen, dass Deutschland am Ende sei und die Amerikaner schon sehr bald nach Deutschland kämen. Eines Tages war es dann soweit. Flüchtlinge aus allen Gebieten kamen nach Traben Trarbach. Sonderbarerweise waren auch Luxemburger darunter. Dass diese wegen ihrer Nazizugehörigkeit aus Luxemburg geflüchtet waren wusste ich zu diesem Zeitpunkt nicht. Zu Hause wurde zu keinem Zeitpunkt erwähnt, dass wir irgendwie in Schwierigkeiten kommen könnten.

Es dauerte nicht mehr lange, und wir wurden aufgefordert, Traben Trarbach zu verlassen. Wir bekamen Anweisung, in bereitstehende Lastwagen aufzusteigen, die uns nach Fulda bringen sollten. Als die Fahrt dann begann, wurde unsere Dreierfamilie getrennt, d.h. mein Vater kam in einen anderen Wagen als meine Mutter und ich.

Als wir uns Fulda näherten, war die Stadt eben das Ziel heftiger alliierter Bombenangriffe. Immer wieder fielen Bomben, so dass wir uns der Stadt nicht nähern konnten. Die ganze Stadt schien in einem einzigen Flammenmeer zu versinken.

Dann, plötzlich wurde unsere Wagenkolonne ebenfalls angegriffen. Der Lastwagen, in dem mein Vater Platz genommen hatte, wurde von einem Flugzeug mit MG-Garben belegt, so dass der Motor getroffen wurde. Der Wagen konnte nicht mehr weiter.

Nach diesem Angriff herrschte ein schreckliches Durcheinander. Jeder versuchte dem Gefahrenbereich zu entkommen. Die intakt gebliebenen Fahrzeuge fuhren mit unbekanntem Ziel weiter. Jetzt waren Mutter und ich vom Vater getrennt. Er allerdings besaß alle Papiere und auch das Geld. Meine Mutter hatte außer den wenigen Habseligkeiten, die sie aus Traben Trarbach mitgenommen hatte, überhaupt nichts. Keinerlei Papiere und keinen einzigen Franken; Nichts! Als unser Lastwagen nach längerer Fahrt anhielt, befanden wir uns in Neunkirchen. Wir wurden aufgefordert, auszusteigen und uns in Reihen aufzustellen. Es hieß, wir würden in Familien geschickt werden, deren Häuser noch nicht unter dem Kriegsgeschehen gelitten hätten. „Ich nehme die Frau und den Jungen“, hörte ich eine Frau sagen.

Sie hatte meine Mutter und mich gewählt. Ohne, dass viele Worte verloren wurden, folgten wir der Frau.

So kamen wir nach Mauern. Ein kleiner Ort der nicht mehr als ein Dutzend Häuser zählte. Die Frau die uns ausgewählt hatte, betrieb hier mit ihrer Familie ein kleines landwirtschaftliches Anwesen. Wir sahen einen älteren Mann und zwei Mädchen im Alter von etwa 14 bis 16 Jahren. Vermutlich Großvater, Mutter und Töchter. Der Vater der beiden Töchter war vermutlich Soldat. Soweit ich mich erinnere hielten die Leute eine Kuh, ein Pferd und eine unbestimmte Zahl von Hühnern.

Von den Leuten wurden wir gut behandelt. Wir teilten mit ihnen das Essen, das hauptsächlich aus Futterrüben bestand. Die Leute hatten nicht einmal Kartoffeln. Es war nämlich unmöglich auf die Felder zu gehen, da dauernd Flugzeuge in der Luft waren, die auf alles schossen, was sich bewegte. Von Feldarbeiten war schon überhaupt nicht zu sprechen.

Mit einem Jungen in meinem Alter, mit dem ich mich angefreundet hatte, begab ich mich regelmäßig nach einem benachbarten Dorf, das Rehna hieß. Hier befand sich eine Bäckerei, wo wir zuweilen ein Brot bekommen konnten. Dieses Dorf war ungefähr 5 bis 6 Kilometer von Mauern entfernt. Den Weg legten wir allerdings immer zu Fuß zurück. Sowohl auf dem Hin- wie auch auf dem Rückweg waren wir ständig von Flugzeugen bedroht, die auch auf einzelne Personen schossen. Ich glaube nicht, dass wir ein einziges Mal zur Bäckerei gingen, ohne dass wir uns unzählige Male zu Boden werfen mussten.

Alles was unsere Gönner an Nahrungsmitteln zur Verfügung hatten, wurde redlich mit uns geteilt.

Dann eines Tages kamen amerikanische Panzer ins Dorf. Zuerst die Vorhut, die aus meist leichteren Panzerwagen bestand. Die schwereren Kampfwagen kamen erst später. In Mauern ver-

blieben sie nur kurze Zeit. Dann fuhren sie weiter in Richtung Hiesfeld. So wie wir herausgefunden hatten, standen vor der Stadt 2 deutsche Panzer, Panther oder Tiger, die angeblich feindlichen Panzern den Weg versperren sollten.

Nachdem die amerikanischen Panzer durch Mauern durchgefahren waren dauerte es vielleicht eine Stunde, bis sie alle wieder zurückkamen. Artillerie wurden nun in Stellung gebracht und dann begann anhaltendes, heftiges Feuer auf die Stadt Hiesfeld. Da ständig Aufklärungsflugzeuge, so genannte Piper, in der Luft waren, konnten diese die am Boden operierenden Truppen stets über alle Feindbewegungen aufklären.

Als nach diesem verheerenden Artilleriefeuer keine ernstliche Gefahr für die Amerikaner mehr bestand, rückten diese weiter vor. Wahrscheinlich gelang es ihnen nun, die Stadt Hiesfeld ohne besondere Gegenwehr einzunehmen. Im Dorf Mauern blieben vorerst keine amerikanischen Soldaten zurück. Die Stadt Hiesfeld war von uns etwa 7 Kilometer entfernt. Die amerikanischen Flugzeuge, die Lightnings, schossen wirklich auf alles. Sogar eine alte Mähmaschine, die auf dem Feld nahe der Ortschaft Mauern stand, wurde regelmäßig beschossen.

Nachdem die Amerikaner dann weiter vorgestoßen waren kamen dann auch welche nach Mauern. Wir, der ältere Mann, die Frau, die beiden Mädchen, meine Mutter und ich, wir wurden während drei Tagen in einem Zimmer im Obergeschoss des Hauses eingesperrt. Wir bekamen nichts zu essen und wenig zu trinken. Nach diesen drei Tagen wurden wir freigelassen, und dies ohne Kommentar. Inzwischen hatte sich eine kleinere amerikanische Einheit in Mauern niedergelassen. Auf jeden Fall hatten sie eine große Feldküche aufgebaut, von der auch die wenigen Einwohner der Ortschaft etwas abbekamen. Als die Amerikaner abgezogen waren, taten die Frauen des Dorfes sich zusammen und kochten für die übrigen Ortsbewohner. Hier muss ich allerdings sagen, dass wir zu keinem Moment als Nichtdeutsche ausgegrenzt wurden. Man fragte uns nicht einmal nach unserer Herkunft, obschon die Einwohner ganz sicher an unserer Sprechweise festgestellt hatten, dass wir keine Deutsche waren.

Als der Krieg sich seinem Ende entgegen neigte, begab ich mich mit meiner Mutter auf den Heimweg. Natürlich zu Fuß. Bis wir in Trier ankamen, waren wir fast 3 Monate unterwegs. Wir schliefen überall dort, wo sich eine Gelegenheit bot, d.h. in leerstehenden Häusern, in Scheunen und Ställen, in Schulen und zerbombten Bahnhöfen. Schlussendlich gelangten wir nach Trier. Mit dem Zug fuhren wir nach Wasserbillig. Dort an der Zollstelle wurden wir zurückgehalten. Ob es Zollbeamten oder Zivilisten waren, die uns die Weitfahrt verweigerten, weiß ich nicht, jedenfalls wurden wir nach Trier zurückgebracht. Auf dem Helenenberg befand sich eine Art Gefängnis. Dort mussten wir bleiben. Hier in dem Gebäude, das als Gefängnis und Durchgangslager benutzt wurde, befanden sich Deutsche und Luxemburger. Nach einigen Tagen wurden wir entlassen. Einfach so. Mit der Eisenbahn fuhren wir nach Luxemburg. Dort im Bahnhofsgebäude wurden wir von Zivilisten festgenommen. Wir wurden nach Limpertsberg gebracht, wo man die ehemalige Industrieschule in ein Gefängnis umfunktioniert hatte. Hier wurde meine Mutter eingesperrt, während man mir im Flur eine Liegestätte zuwies. Im Flur harrete ich zwei bis drei Tage aus. Ohne dass ich noch einmal zu meiner Mutter konnte, wurde ich aufgefordert mich zu entfernen. Als ich jedoch darauf bestand, meine Mutter zu sehen, ergriff man mich einfach am Arm, ein Mann öffnete die Tür und verpasste mir einen Fußtritt, der mich auf den Bürgersteig beförderte.

Nun saß ich, wie man so schön sagt, auf der Straße.

Ich hatte weder Geld noch Papiere. Lediglich die Kleider, die ich auf dem Leibe trug. Außer-

dem wusste ich überhaupt nicht, wo ich mich befand. Den Ortsteil Limpertsberg kannte ich nicht, eben sowenig die Stadt Luxemburg, in der ich vorher nur selten gewesen war.

Völlig auf mich allein gestellt, wählte ich einfach eine Straße, und ich ging an dieser entlang. Nach etwa einer Stunde Fußmarsch befand ich mich in einem Park. Dort setzte ich mich auf eine Bank und weinte.

Ein mir unbekannter Mann, der vorbeikam, sprach mich an und fragte mich, weshalb ich weine. Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann hatte erkennbar Mitleid mit mir, denn er erkundigte sich, ob ich keine Familienangehörige auf dem Gebiet der Stadt hätte.

Ich wusste mich zu erinnern, dass ein Bruder meiner Mutter, der das Schusterhandwerk ausübte, auf dem Gebiet der Stadt Luxemburg eine Schusterwerkstatt betrieb. Genau wo wusste ich allerdings nicht, doch war mir irgendwie im Gedächtnis haften geblieben, dass man mit der Trambahn Nr 11 dorthin gelangen würde. Nachdem ich dem unbekanntem Mann diesen Hinweis gegeben hatte, brachte er mich zur Haltestelle, wo die Bahn 11 verkehrte. Er löste mir eine Fahrkarte und fuhr mit mir bis zur Endstation der Bahn. In dieser Straße muss ich vorher ein- oder mehrere Male gewesen sein, denn ich fand die Werkstatt meines Onkels und trat dort ein. Dieser war natürlich erstaunt, als ich seine Werkstatt betrat, denn er erkannte mich nicht. Nachdem ich ihm gesagt hatte, dass ich der Sohn seiner Schwester sei und meine Geschichte vorgetragen hatte, durfte ich vorerst bei ihm bleiben, bis er seine Werkstatt gegen Abend abschloss. Er hatte nämlich irgendwo in der Merler Straße sein Atelier, doch befand sich seine Wohnung in Bartringen.

Nach ein paar Tagen erklärte mein Onkel dann, dass er mich zu meinen Großeltern nach Beckerich bringen würde, denn dort bei den Eltern meines Vaters dürfte ich bestimmt bleiben, bis meine Mutter aus dem Gefängnis entlassen würde.

Ich kam dann nach Beckerich zu meinen Großeltern. Auch ihnen erzählte ich meine Geschichte, woraufhin sie sich natürlich bereit erklärten, mich aufzunehmen, bis meine Eltern sich melden würden.

Zwischen unserem Verzug von Luxemburg nach Traben Trarbach und meiner Ankunft in Beckerich hatte ich längere Zeit keine Schule mehr besucht.

Aufgrund meines Alters, ich war inzwischen 13, platzierte man mich einfach in die 8. Schulklasse. Hier war ich natürlich überfordert. Ich hatte mehrere Klassen übersprungen und war auch vorher nur in solchen Schulen gewesen, wo Deutsch das einzige Unterrichtsfach war. Von Französisch hatte ich nicht die geringste Ahnung. So ist es denn auch nicht verwunderlich, dass ich in der 8. Klasse fehl am Platz war und mit meinen Klassenkameraden nicht Schritt halten konnte.

Hinzu kam Mobbing, und dies in einem Ausmaß, wie man es nicht für möglich halten würde. Ich wurde nicht nur von meinen Mitschülern auf jede erdenkliche Art schikaniert, sondern es verging wohl kein Tag, an dem ich nicht mehrmals Prügel bezog. Ich wusste damals nicht, aus welchem Grunde ich das Opfer einer derart schmähhlichen Behandlung wurde. Später wurde mir jedoch klar, dass meine Mitschüler offenbar erfahren hatten, dass meine Eltern wegen ihrer angeblichen Deutschfreundlichkeit im Gefängnis waren. Für sie war ich, sondern Zweifel der Sprössling einer verachtenswerten Nazifamilie, der nichts anders als Prügel verdient hatte. Wie grausam Kinder sein können, das habe ich damals in Beckerich erfahren. Als diese Prügel schließlich ein Ausmaß annahmen, dass sogar mein Großvater nicht mehr länger zusehen

wollte, suchte dieser den Lehrer auf, um diesen auf diese unhaltbaren Zustände aufmerksam zu machen. Der Lehrer zuckte allerdings nur mit den Schultern und machte meinem Großvater klar, dass er nicht in der Lage sei, dieser Situation Herr zu werden.

Er wusste zwar eine einfache Methode, um dieser Sache Einhalt zu gebieten, die er meinem Großvater dann auch zur Kenntnis brachte, indem er kurzerhand sagte: „Dann lass ihn zu Hause.“

Für mich war das 8. Schuljahr in Beckerich damit abgeschlossen.

Inzwischen hatte ich Nachricht von meiner Mutter bekommen, die man nach sechs Monaten Gefängnis ohne weitere Formalitäten entlassen hatte. Auch mein Vater war aus Deutschland zurückgekommen. Man hatte ihn jedoch bereits am Bahnhof verhaftet und ins Grundgefängnis eingeliefert.

Nachdem meine Mutter aus der Haft entlassen worden war, versuchte sie an unserem letzten Wohnort hier in Luxemburg unterzukommen. Eine fremde Person öffnete ihr die Tür und fragte nach ihrem Anliegen. Als sie der Frau sagte, sie hätte zuletzt mit ihrer Familie dort gewohnt, gab ihr die Frau zur Antwort, dass sie das Haus vom Sequester gekauft hätte. Über Möbel oder sonstiges Eigentum konnte oder wollte sie meiner Mutter keine Auskunft geben. Ihr blieb keine andere Wahl, als vorübergehend ebenfalls in Beckerich, bei ihren Schwiegereltern einzuziehen.

Ich selbst hatte nunmehr ebenfalls meinen Wohnort gewechselt, und das kam so:

Ein Bruder meiner Mutter war Mönch in einem Jesuitenorden in Frankreich. Nachdem er sich nach seiner Schwester erkundigt hatte und herausgefunden hatte, dass sie sich in Beckerich, im Hause ihrer Schwiegereltern aufhielt, kam er nach Beckerich, um sie zu besuchen. Er interessierte sich natürlich auch für meine Situation, und nachdem er erfahren hatte, was mir alles widerfahren war, stellte er mir die Frage, ob ich mit ihm nach Frankreich kommen würde. Sein Orden befinde sich zwar in Grenoble, doch wüsste er ein Schloss, wo er regelmäßig als Seelsorger verkehre. Die Besitzer, zu denen er ein gutes Verhältnis pflege, wären ganz sicher bereit, mich in ihrem Schloss aufzunehmen.

Ich sagte sofort zu und begleitete meinen Onkel nach Frankreich. Das Schloss befand sich in der Nähe von St. Laurent du Pont und hieß Le Mat d'Egenoirs. Ich wurde auch sofort dort aufgenommen. Mir wurde ein geräumiges Zimmer zugewiesen, in welchem eine alte Ritterrüstung stand. Ich hatte ein bequemes Zimmer, bekam genug zu essen und auch sonst ging es mir nicht schlecht. Ich hatte nicht viel mehr zu tun, als kleine Hausarbeiten zu verrichten und verschiedene Botengänge zu erledigen.

Das Problem, das ich allerdings hatte, war, dass ich keinen Brocken Französisch sprechen konnte. Um mir die Sprache beizubringen legten die Schlosseigner sich ein Wörterbuch zu. Wenn sie mir etwas zu sagen oder einen Auftrag zu erteilen hatten, wählten sie das französische Wort, zeigten mir dann die deutsche Übersetzung und deuteten durch Zeichen an, dass ich dies oder jenes tun möchte. Anfangs war diese Prozedur recht schwierig, doch nach und nach gelang es mir, die Sprache soweit zu beherrschen, dass eine Verständigung möglich war.

Ich war ungefähr 2 Jahre auf diesem Schloss, als mich eines Tages ein Brief meines Vaters erreichte. Er teilte mir mit, dass er und Mutter wieder in geordneten Verhältnissen leben würden, so dass ich nach Hause kommen könnte.

Ich verließ das Schloss nur ungern, da man mich dort recht gut behandelt hatte, doch ich war jetzt in einem Alter, wo ich mich nach einer Berufstätigkeit umsehen musste.

Einen Schulabschluss hatte ich nicht. Ich konnte zwar französisch sprechen, schreiben jedoch nicht.

Mein Vater hatte unterdessen wieder eine Beschäftigung gefunden, und zwar war er Buchhalter, wie vor dem Krieg.

Man hatte ihn zu einer Gefängnisstrafe von 3 ½ Jahren verurteilt. In seinem Urteil stand zu lesen: Kassierer der Kreisverwaltung, Beisitzender eines Ehrengerichtes, Mitglied der VdB, hat das Land verlassen. War nicht gefürchtet.

Mit dem letzten Hinweis wurde deutlich darauf hingewiesen, dass er niemanden etwas zuleide getan hatte. Trotzdem saß er zwei Jahre im Gefängnis.

Weshalb man meine Mutter allerdings sechs Monate eingesperrt hatte, weiß ich nicht. Auch sie erfuhr es nie, ein diesbezügliches Urteil hat man ihr nie vorgelegt.

Dass niemand meinem Vater etwas vorzuwerfen hatte bewies die Tatsache, dass er an unserem Wohnort von jedermann begrüßt wurde, und dass niemand ihm nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis irgendwie Vorwürfe gemacht hätte.

Obschon ich mir auch nichts vorzuwerfen hatte, da ich erst 8 Jahre alt war, als die Deutschen das Großherzogtum besetzten und 13, als der Krieg vorbei war, wurde ich nach wie vor von früheren Kollegen angefeindet.

Wegen meiner mangelhaften Schulbildung blieb mir keine andere Wahl, als ein Handwerk zu erlernen. Ich entschloss mich schlussendlich dazu Feinbäcker zu werden. Das Handwerk lernte ich in Luxemburg-Stadt und in Echternach. Nach der Gesellenprüfung meldete ich mich dann allerdings freiwillig zum Militär.

Durch Selbststudium gelang es mir, die Orthographie der französischen Sprache soweit zu beherrschen, dass ich mich ohne weiteres einem Aufnahmeexamen für eine Staatsverwaltung hätte stellen können.

Nach drei Jahren Militärdienst stellte ich dann meine Kandidatur zur Polizei.

Wenig später erfuhr ich von meinen Eltern, dass die Gendarmerie bei ihnen gewesen sei, um ein Formular im Hinblick auf meine Bewerbung auszufüllen. Da eine Rubrik des Fragebogens die politische Haltung der Eltern während des Krieges behandelte, wurde die Beantwortung dieser Frage mir sondern Zweifel zum Verhängnis. Ich wurde nämlich ohne Begründung abgelehnt. Unter der Aufsicht meines Vaters erlernte ich dann zu Hause den Beruf eines Buchhalters, den ich am Ende so gut beherrschte, dass ich mühelos eine Anstellung im Privatsektor fand.

Der Held des Zweiten Weltkrieges, General George S. Patton III



Vor 75 Jahren, am 21. Dezember 1945, starb General George S. Patton III an den Folgen eines tragischen Verkehrsunfalles, der sich am 9. Dezember 1945 in einem Vorort von Mannheim ereignet hatte.

Unter allen alliierten Heerführern zählte George S. Patton, wohl zu denjenigen dem in der Geschichte einen Platz in der ersten Reihe der größten Feldherren eingeräumt werden muss.

Seine damals noch umstrittenen Begriffe der motorisierten schnellen Kampfführung, verbunden mit dem von ihm geprägten Leitsatz von Verwegenheit und Mut stehen ohne Zweifel an der Spitze seiner Erfolge.

Er war nicht nur mit den seinerzeit existierenden militärischen und technischen Handbüchern vertraut, sondern auch in Geschichte war er wie

kaum ein Zweiter versiert. In seiner umfangreichen Bibliothek fand man kaum ein Werk, ohne dass seine handschriftlichen Ansichten und Überlegungen als Randnotiz angemerkt waren. Aus dem Stegreif konnte er stundenlang über Taktik, Technik und Verhaltensweise im Kampf referieren.

Patton erwarb seine militärischen Erfahrungen nicht allein durch einschlägige Lektüre, sondern auch während dem praktischen Einsatz und dem harten Training seiner Verbände, bei unzähligen Geländeübungen. Seiner Überzeugung nach war die Ausbildung, so wie er sie sah und praktizierte, das einzige Bindemittel, das eine Armee zusammenhält, um in hartem Kampf zu bestehen.

Eine hervorragende Ausbildung bewirkte nach seiner Auffassung, dass die Männer selbst in



den bedrohlichsten Situationen, ihre Pflichten nur dann automatisch erfüllten, wenn sie ihnen zur zweiten Natur geworden waren.

Unter diesem Aspekt war die Ausbildung seiner Soldaten unnachgiebig und hart. Obschon manche ihn einen miesen Bastard nannten, waren sie später stolz, unter seinem Kommando gedient zu haben.

Entgegen anderslautenden Darstellungen, war General Patton kein Mann, dem Verluste gleichgültig gewesen wären.

Genau das Gegenteil war der Fall. Leben und Wohlergehen seiner Soldaten lagen ihm sehr am Herzen.

Auszüge aus folgenden, an die Truppe gerichteten Botschaften, lassen klar erkennen dass das Schicksal seiner Soldaten Patton ständig bewegte:

So lesen wir beispielsweise folgende, aus seiner Feder stammenden Auszüge, als Botschaften an die Truppe:

„ Sie müssen schnell, hart und pausenlos zuschlagen. Bleiben sie immer in der Offensive.“

„Angreifen, Angreifen, Angreifen, lautet die Devise. Die Zeit, die sie durch schnelle und anhaltende Vernichtung des Gegners einsparen, entspricht der Zeitspanne, in der ihre Soldaten nicht der Gefahr ausgesetzt sind, ihr Leben zu verlieren oder die Schrecken des Krieges erfahren zu müssen. Tödliche Verluste im Kriege sind unvermeidlich. Zeitverschwendung hingegen ist ein Verbrechen,“

An die Offiziere gewandt, notierte er:

„ Nach jedem Einsatz zählen die Umsorgung, Verpflegung und der Komfort der Truppe zu den wichtigsten Aufgaben eines Offiziers.“

Kämpfe nie, wenn dadurch nichts gewonnen wird, denn ein teuer erkaufter Scheinsieg ist kein Sieg. Es ist schon übel genug zu kämpfen und zu verlieren, aber weitaus übler ist es, zu gewinnen,

für nichts und wieder nichts. Letzteres grenzt an verbrecherische Fahrlässigkeit und wäre der Ermordung ihrer Soldaten gleichzusetzen.“

Tun sie auch selbst, was sie von anderen verlangen. Es gibt nichts ekelerregendes und Destruktives in Bezug auf die Moral als Offiziere, die nicht die Gefahren und Härten ihrer Soldaten teilen. Ein Mann der auf seinem Hintern in der Geborgenheit eines Büros hockt, während seine Leute an der Front dem Tod ins Auge sehen, zu Krüppeln geschossen werden und fortwährend Härten zu ertragen haben, verdient es nicht irgend ein Kommando innezuhaben. Das gilt insbesondere für die bei den Oberkommandos- die Leute die sich dort für so wichtig und unabhkömmlich halten, die der Auffassung sind, dass würden sie fallen, alles in sich zusammenbräche. Arrogante und aufgeblasene Narren sind das.



Wenn man mich fragt, warum ich mich denn an die Front und damit in Gefahr begeben, antworte ich stets: „Wofür, zum Teufel ist ein Kommandeur denn gut, der das feindliche Feuer scheut.“

Vorerwähnte Zitate dürften unmissverständlich darauf hinweisen, dass General Patton kein Kommandeur war, welcher das Leben von Soldaten leichtfertig aufs Spiel setzte.

Patton glaubte fest daran, dass es seine Bestimmung sei, Männer im Kampf zu führen. An einer Reinkarnation übte er nie die geringsten Zweifel, sondern er war überzeugt, in früheren Zeiten, als Heerführer an großen Schlachten teilgenommen zu haben. Dieser Glaube drückte er in einem Gedicht folgendermaßen aus:

„Zu allen künftigen Zeiten
werde ich kämpfen wie zuvor.
Werde sterben und wieder als Kämpfer reiten
und wieder durchreiten des Todes Tor.“



Zweifellos lieferte Patton das beste Beispiel seiner militärischen Fähigkeiten, als er im Dezember 1944, innerhalb kürzester Zeit, mehrere Divisionen, dann sogar seine ganze Armee, aus dem Raum Lothringen/Saar in die luxemburgischen Ardennen verlegte, um sie gegen die Südflanke der deutschen Angriffsverbände zu werfen.

Selbst gegnerische Generäle setzte er in Erstaunen und rang ihnen Achtung ab.

Nach seinem verwegenen Durchbruch in Frankreich titulierte Hitler ihn als „wahnwitzigen Cowboygeneral“.

Es war ohne jeden Zweifel der Verdienst von General Patton, dass Hitlers letzte Offensive in relativ kurzer Zeit zum Scheitern gebracht werden konnte.

Ohne jeden Zweifel gehörte er zu den besten Panzerführern des Zweiten Weltkrieges.

Leider war es diesem tapferen Soldaten nicht gegönnt, die Früchte seiner Erfolge zu genießen. Seine offene, wenig taktvolle Sprache und seine Neigung durch klare und knappe Formulierungen seine persönliche Ansicht darzulegen, waren oft so schockierend, dass sie ihm zum Verhängnis wurden.

General Eisenhower entzog ihm das Kommando über die 3. Armee und versetzte seinem ehemaligen Kollegen und Gefährten auf diese Weise gewollt oder ungewollt, in eine Situation von tief empfundener Demütigung und Schmach.

Pattons Tod

Am Sonntag, den 9. Dezember 1945, in den Morgenstunden wollte Patton in der Gegend von Speyer zur Entenjagd. Er befolgte hiermit den Vorschlag seiner engsten Vertrauten, die an den Vortagen Zeichen einer sich anbahnenden Depression bei ihrem General bemerkt hatten. In seiner Begleitung war sein Stabschef, General-Major Hobart R. Gay. Beide befanden sich an Bord Patton's Stabslimousine, einem Cadillac 75, Modell 1939. Sein langjähriger Fahrer, Master Sergeant J.L. Mims war nach den USA zurückgekehrt, so dass das Fahrzeug von Pfc. Horace L. Wodring gesteuert wurde. Im Vorort von Manheim hielt der Wagen vor einer Eisenbahnschranke an, da die Durchfahrt eines Zuges gemeldet war. Als die Schranke wieder öffnete, setzte der Wagen sich mit geringer Geschwindigkeit wieder in Bewegung. Plötzlich wurde Wodring auf einen GMC-Lastwagen aufmerksam, der sich aus entgegengesetzter Richtung näherte, um dann unvermutet nach links abzubiegen.



Im Augenblick dieses unerwarteten Manövers war Wodring nicht mehr in der Lage auszuweichen und auch durch augenblickliches Abbremsen konnte er nicht mehr vermeiden, dass es zu einer Kollision mit dem GMC kam. „Ich stieß vorne rechts gegen das Schutzblech und die Stoßstange. Da die Stoßstange des GMC bedeutend höher war als die unsrige, wurde die rechte Vorderseite des Cadillac übel zugerichtet“, so Wodring später. Patton welcher rechts auf dem Rücksitz Platz genommen hatte, wurde nach vorne geschleudert und dann wieder zurückgeworfen, um gegen General Gay zu prallen.

Er erlitt Schnittwunden an der Stirn und Kopfhaut, indem er mit dem Kopf gegen die Deckenlampe und gegen die gläserne Trennwand des Wagen gestoßen war. Aber das Allerschlimmste. Er konnte seine Finger nicht mehr bewegen. Er nahm erste Symptome einer Lähmung wahr.

Er wird in aller Eile in das 130. Militärhospital nach Heidelberg gebracht, wo die Ärzte eine unwiderrufliche Diagnose stellen, und zwar außer Kopfwunden eine Fraktur des 3. Halswirbels mit gänzlicher Lähmung.

Seine benachrichtigte Ehefrau kommt am Nachmittag des 11. Dezember aus den Vereinigten Staaten an. Der Verletzte begrüßte seine Frau mit einem Lächeln, aber auch mit den kaum tröstlichen Worten: „Ich habe wirklich Angst, Béa, dass wir uns zum letzten Mal sehen.“ Die Ärzte leisten ihr Bestes, um das Leben des berühmten „Blood and Guts“ zu erhalten.





Leider sind alle Bemühungen umsonst.

Der Held des Zweiten Weltkrieges entschlüft am 21. Dezember 1945, um 17.55 Uhr. Während zwei Tagen wird sein Leichnam in einer Villa in Heidelberg aufgebahrt. Eine große Anzahl Soldaten defiliert vor der sterblichen Hülle, um ihrem General eine letzte Ehre zu erweisen.

Am Vorabend von Weihnachten, den 24. Dezember 1945, wird er im Beisein zahlreicher ziviler und militärischer Autoritäten auf dem

Friedhof in Hamm, in der Nähe der Stadt Luxemburg begraben.

Er ruht in einem schlichten Grab, inmitten der Soldaten der 3. Armee, mit denen er gekämpft hat.

General Patton stand sicherlich nicht an erster Stelle der Kommandostruktur. Mit seinen besonderen Eigenschaften und seinem Temperament war er jedoch besonders für die Erfüllung der ihm aufgetragenen Aufgabe geeignet.

Zu keinem Zeitpunkt hatte er das Oberkommando über die alliierten Truppen bei der Landung in der Normandie angestrebt.

Er war eine vielseitige und gegensätzliche Persönlichkeit. Er machte sich große Sorgen, um das Wohlergehen seiner Soldaten.

Seine größte Besorgnis war, so wenig wie möglich Ausfälle zu haben.

Diese Überlegungen erklären seine Beweglichkeit und seine Schnelligkeit.

Er dachte, je schneller man vorwärts rückt, je weniger gibt man dem Feind Gelegenheit zuzuschlagen.

Er war kein furchtloser Übermensch. Er hatte Angst, wie jeder andere auch. Und er hatte keine Scham sich hierzu zu bekennen. Er glaubte fest an eine Wiedergeburt und war überzeugt schon in mehreren Epochen gelebt zu haben. Oft machte er den Eindruck sich an Begebenheiten zu erinnern, die sich hunderte von Jahren zuvor ereignet hatten und an denen er in einem früheren Leben teilgenommen hatte.

Aber es gab eine Erklärung für diese Sinneswahrnehmungen.

Er war das Produkt seiner Lektüren und seiner Einbildungskraft. Er verschlang sämtliche militärische Werke. Er war entzückt, als General Alexander eines Tages zu ihm sagte:



„Wissen Sie George, Sie wären sicherlich ein großer Feldherr unter Napoléon gewesen, wenn sie im 18. Jahrhundert gelebt hätten.

Patton lächelte und entgegnete: „Aber ich bin es gewesen“

Für Luxemburg ist und bleibt es eine immerwährende Ehre, dass dieser große General in unserer heimatlichen Erde ruht.



Gedenkzeremonie für Gregy Scholtes

am 10. September 2020



Während man am 10. September 1944 in der Hauptstadt Luxemburgs die Befreiung von der Nazi Herrschaft durch die amerikanische Armee feierte, musste man sich in Ettelbrück noch gedulden. Um hier den Vormarsch der Amerikaner zu verlangsamen, hatten Pioniere der Wehrmacht die Sprengung der Brücke über die Alzette vorbereitet, indem sie drei Bomben unter dem Rundbogen in Richtung Schieren anbrachten.

Die Sprengung der Brücke war für den 10. September nachmittags um fünf Uhr angesetzt und die angrenzenden Gebäude waren sicherheitshalber geräumt worden.



*Gregy ist beim Vater auf dem Arm,
sein Bruder Néckel steht vor der Mutter*

Ob und inwieweit die Bevölkerung schon Tage vorher Kenntnis von der Sprengung hatte, ist heute nicht mehr zu ermitteln, doch die Witwe Scholtes-Hipp hatte ihre beiden Söhne, Nicolas und Grégoire, angemahnt an dem Tag rechtzeitig zuhause zu sein. „Gregy“, der sich mit Kameraden in „a Stackels“, (dieses war in jener Zeit noch kein Wohngebiet) zum Spielen in einem Tannenwäldchen in Höhe der heutigen Fußgängerbrücke getroffen hatte, überquerte auf dem Nachhauseweg die Bahnlinie, um an der Alzette entlang auf schnellstem Weg rechtzeitig zuhause einzutreffen.

Zu der Stunde arbeitete die Mutter in der Tabakfabrik, gegenüber der Grundschule gelegen. Grégoire - der sich gemäß der Verordnung der deutschen Besatzer über die Änderung von Vor- und Familiennamen in Luxembour vom 31. Januar 1941 jetzt Gregor nennen musste - hatte sich der Brücke bis auf wenige Meter genähert, als die Sprengung zehn Minuten vor der festgesetzten Uhrzeit erfolgte. Bedingt durch die gewaltigen Druckwellen der Detonation wurde „Gregy“ zu Boden geschleudert, dem Vakuum-Effekt infolge der Detonation hielten die Lungen des Knaben nicht stand, gleichzeitig schlug er mit dem Kopf auf dem Asphalt auf, sodass er zusätzlich eine stark blutende Kopfwunde erlitt. Die Brücke über die Alzette war nur mehr ein Trümmerfeld und der Junge war auf der Stelle tot.



Gregy (l.) steht neben seinem Bruder Néckel

Um diese Tragödie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, haben die Verantwortlichen

des General Patton Memorial-Museums am 76. Todestag von Grégoire Scholtes zu einer kleinen Gedenkfeier am Ort des tödlichen Unfalls geladen.



Die Brücke nach Schieren wurde um 16.50 Uhr gesprengt

Zugegen war auch der Bruder des Opfers, Néckel Scholtes. In einem Gespräch erzählte der 89-Jährige, dass er sich zum Zeitpunkt des Todes seines Bruders etwa dreihundert Meter entfernt bei der damaligen Fonderie Weber-Collard aufhielt. Zusammen mit seinen Kameraden hatte er sich hinter eine kleine Mauer, die entlang des Wehrs an der Alzette führte, gekauert und lugte immer wieder hervor, um die Sprengung zu beobachten.



Néckel Scholtes war Augenzeuge der Brückensprengung durch die Deutschen

Als später Entschädigungen für entstandene Schäden sowie finanzielle Beihilfen ausbezahlt wurden, ging die leidgeprüfte Mutter von Grégoire Scholtes leer aus.

Am 11. September 1944, nach vier Jahren und vier Monaten Besatzung durch die Deut-

schen, wurde Ettelbrück befreit. Gegen 11 Uhr standen die ersten amerikanischen Panzer vor der Stadt, allerdings konnten die US-Soldaten aufgrund der zerstörten Brücke nicht gleich einrücken. Dessen ungeachtet wuteten die Einwohner Ettelbrücks durch die Alzette um die amerikanischen Befreier herzlichst willkommen zu heißen.



Die Brücke über die Alzette liegt in Schutt und Asche

Gegen 14.30 Uhr drangen die amerikanischen Truppen dann von Schieren und Diekirch kommend in Ettelbrück ein. Vikar Joseph Flies zeigte den ersten beiden gepanzerten Fahrzeugen, die aus Schieren vorstießen, den Weg über die noch intakte Eisenbahnbrücke in „a Stackels“.



Im Zuge der anstehenden Erneuerung diverser Informationstafeln in Ettelbrück wird in Zukunft die Tafel, die am Zugang zur Alzette-Brücke steht und die Befreiung Ettelbrücks durch Colonel Lansing Mc Vickar beschreibt, auch auf den Tod von „Gregy“ Scholtes eingehen.

Text: Romain Heckemanns & Jos Tholl

Fotos : Romain Heckemanns (4) - Sammlung Patton Memorial-Museum (2) & Familie Scholtes (2)

Dokumentation : GREG a.s.b.l. / General Patton Memorial Museum

Alfred Thiele : Deutscher Kriegsgefangener im Bergbau in Luxemburg

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gab es in Luxemburg mehrere Kriegsgefangenenlager für Wehrmachtssoldaten. Die ersten Kriegsgefangenen kamen am 24. August 1945 in Ettelbrück an und wurden in den Rohbauten der damaligen Heilanstalt im « Däich » einquartiert. Anfangs befanden sich dort 1.353 Gefangene, die beim Wiederaufbau im nördlichen Teil des Landes eingesetzt und auf Handwerksbetriebe und Landwirte verteilt wurden. Das Lager wurde zwei Jahre später aufgelöst, viele Kriegsgefangene hatten sich auf eigene Faust, manche gar mit Hilfe ihrer luxemburgischen « Arbeitgeber », mit denen sie sich angefreundet hatten, vorzeitig auf den Nachhauseweg gemacht. In dieser Zeit sind acht Kriegsgefangene in Ettelbrück gestorben und wurden auch dort bestattet.



Alfred Thiele (+ 1. Oktober 1946)

Laut Berichten soll es sich bei den PWs (prisoners of war) in Ettelbrück um Wehr-

machtssoldaten, die im Raum Berlin in Gefangenschaft geraten waren, handeln. Die Amerikaner und Russen hätten sich die Gefangenen dann aufgeteilt. Dabei waren Ersterer vor allem an Handwerkern interessiert um diese beim Wiederaufbau in ihrem Einflussbereich einzusetzen.



Die Gebäude des ehemaligen Kriegsgefangenenlager in Ettelbrück heute

Die in Ettelbrück internierten Kriegsgefangenen sollen von der französischen Regierung angefordert gewesen sein, doch der Zug wurde vor Metz (F) gestoppt. Die Franzosen wussten offenbar nicht, wohin mit den Gefangenen, und der Zug stand zwei Tage, ehe die Luxemburger Regierung sich entschied die Gefangenen aufzunehmen. Die Gebäude der damaligen Heilanstalt (heute Centre Hospitalier Neuro- Psychiatrique), wo sie in Ettelbrück einquartiert waren, waren seit Kriegsbeginn noch im Rohbau und die Bedingungen dort waren recht armselig.

Unter den deutschen Kriegsgefangenen im Ettelbrücker Lager war auch der am 10. August 1910 in Wolferode in der Nähe von Eisleben im heutigen Sachsen-Anhalt geborene Alfred Thiele. Nach acht Jahren Volksschule in Wolferode (von 1917 bis 1925) erfolgte eine Lehre als Bergmann unter Tage auf dem Clotilde-Schacht in der Lutherstadt Eisleben. (Ab dem 12. Jahrhundert bis 1993 wurde in

dieser Gegend, dem sogenannten „Mansfelder Land“ Kupferschiefer abgebaut.) Thiele ehelichte am 20. Juni 1936 Else Worsch und wurde Vater von zwei Söhnen und einer Tochter. (Der Erstgeborene - 1. Oktober 1937 - verstarb bereits einen Tag nach seiner Geburt.) Am 15. Juli 1939 wurde Thiele zur Wehrmacht eingezogen. Laut Meldung vom 29. August war er bis zum 23. Oktober der Zweiten Leichten Batterie Artillerie Ersatz Abteilung I/209 Standort: Altenburg zugeteilt. Und vom 23. Oktober 1939 bis zum 9. Februar 1942 gehörte er dem Dritten Batterie Artillerie Regiment 60 der Unterstellung: 24. Infanterie Division an. Mit dieser Division nahm Thiele 1939 am Feldzug Polen, sowie 1940 am Feldzug Dänemark und Norwegen teil. Am 10. Mai 1940 war er beim Einmarsch in Luxemburg und dem Süden Belgiens dabei, sechs Tage später stand er im Kampf bei Mont Dieu und der Höhe 277 (Département des Ardennes in Frankreich). Am 9. Juni 1940 war er auf dem Frankreich-Feldzug. Und im

Dezember des gleichen Jahres war seine Einheit zum Küstenschutz der belgisch-französischen Grenze eingeteilt. Sechs Monate später, am 22. Juni 1941, marschierte Thiele mit der Wehrmacht in die Sowjetunion ein (Unternehmen Barbarossa). Am 27. Oktober 1941 wurde er in Marsch Richtung Krim gesetzt und stand im Kampf um Sewastopol. Diese Schlacht endete am 4. Juli 1942 mit einem Sieg der Sowjetarmee. Gemäß Nachforschungen war Thiele bis zum 24. Februar 1942 der Ersten Genesenden Batterie Artillerie Ersatz Abteilung 40 Standort: Bautzen zugeteilt. Die Ursache dieses Wechsels (nach dem 10. Februar 1942) sind heute unbekannt. Ab diesem Datum Ende Februar wurde der Gefreite Thiele in U.K. Stellung entlassen, d.h. unabhkömmlich. Er wurde in seinem erlernten Beruf als Bergmann benötigt und arbeitete in der Folgezeit im Röhrigschacht Wettelrode.



Alfred Thiele (3. v. r.) auf dem Kasernenhof (Ort und Datum der Fotoaufnahme sind unbekannt)

Zweite Einberufung

Nach der Schlacht um Stalingrad, die am 2. Februar 1942 mit der Niederlage der Wehrmacht endete, stürmte die siegreiche sowjetische Armee Richtung Berlin und am 6. Juni 1944 waren die Alliierten Armeen in der Normandie in Frankreich gelandet und drängten in Richtung Deutsches Reich. Alfred Thiele wurde am 25. Juli 1944 wieder zum Dienst an der Waffe einberufen. (Stamm Batterie Artillerie Ersatz Abt. 14 Standort Naumburg/Saale). Ab Oktober 1944 gehörte er dem 4. Batterie Artillerie Regiment 246 der Unterstellung: 246. Volksgrenadier Division an. Diese Division war von September bis November 1944 im Raum Aachen eingesetzt. Mitte Dezember wurde sie aus der Front herausgezogen, um weiter südlich neue Verwendung zu finden. Sie war im Dezember bei der Operation « Wacht am Rhein » (Ardennenoffensive in Luxemburg und in Belgien) im Einsatz. Thiele war im Oktober 1944 durch Granatsplitter an Kopf und Brust verletzt worden. Danach befand er sich im Lazarett Greiz, Nordhausen (Thüringen) und Sangerhausen im heutigen Sachsen-Anhalt. Im April oder Mai 1945 war Thiele auf einem Kommando in Pilsen (in der heutigen Tschechischen Republik). Vermutlich ist er auch dort in Kriegsgefangenschaft geraten. Die dritte US-Armee unter General George S. Patton war im April 1945 in Pilsen einmarschiert. (Pattons Armee hatte im Dezember 1944 den zweiten Einmarsch der Wehrmacht im Großherzogtum Luxemburg - Deckname „Wacht am Rhein“ gestoppt und die Angreifer hinter ihre Ausgangslinien zurückgeschlagen.)

Wie genau Thiele auf den Gefangenentransport nach Luxemburg kam, ist heute nicht mehr bekannt. Als gelernter Bergmann wurde der Kriegsgefangene in der Grube « Johanna » der Schiefergruben in Obermartelingen, an der belgisch-luxemburgischen Grenze gele-

gen, eingesetzt. Bis zum Juli 1946 kann man ihn dort auf den Lohnlisten finden. Alfred Thiele verschied am 1. Oktober 1946 um Mitternacht; ob der 36-Jährige an den Folgen eines Arbeitsunfalls oder infolge einer Krankheit starb, ist heute unklar. Zudem ist nicht in seiner Sterbeurkunde vermerkt, ob er im Ettelbrücker Krankenhaus (damals in der rue Adolphe, der heutigen Avenue Kennedy gelegen) oder im Gefangenenlager starb. Thiele wurde am 3. Oktober 1946 auf dem Friedhof in Ettelbrück bestattet, seine Leiche wurde am 10. November 1953 exhumiert um auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Sandweiler ihre letzte Ruhestätte zu finden. Dort ruhen 10.913 gefallene und verstorbene Wehrmachtssoldaten.

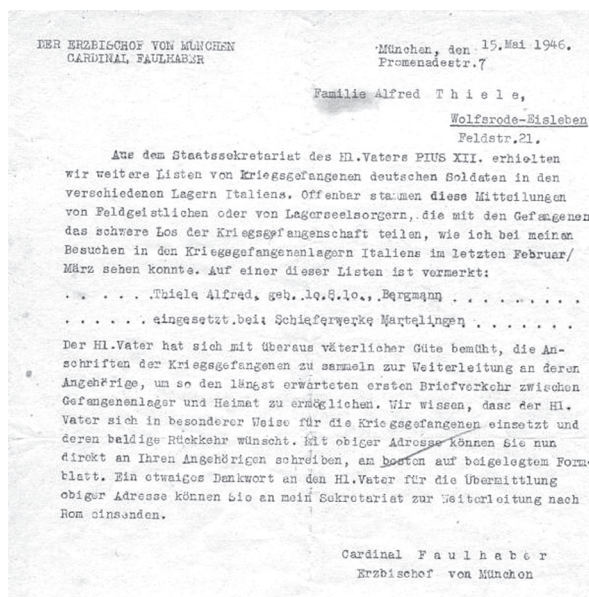


Die Grabstätte auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Sandweiler

Der Sohn am Grab des Vaters

Von der Geburt seiner Tochter, geboren am 20. Mai 1945 (+ 3. Oktober 1995), hat Alfred Thiele nie erfahren. Auch sein Sohn Gerd Thiele - 1941 geboren - hat keine Erinnerung an seinen Vater. Laut ihm hatte Alfred Thiele in der Kriegsgefangenschaft nie Kontakt zu seiner Familie, sein Heimatort Wolferode lag damals in der sowjetischen Besatzungszone.

Durch ein Schreiben vom 15. Mai 1946 von Kardinal Faulhaber, Erzbischof von München, wurde die Familie zuhause in Kenntnis gesetzt, dass Alfred Thiele in den Schieferwerken Martelingen arbeite. In diesem Schreiben gibt es allerdings keinen Hinweis darauf, in welchem Land Martelingen liegt und in welchem Kriegsgefangenenlager Thiele sich befand. (Das Schreiben ist ein vorgefertigtes Formular über deutsche Kriegsgefangene in Italien (!), die Leerzeilen wurden mit Kurzinfos ergänzt).



Schreiben von Michael Kardinal von Faulhaber, Erzbischof von München und Freising

Erst im September oder Oktober 1948 hat die Familie durch einen Kriegskameraden (Paul Dittmann), der aus dem Nachbarort Helbra (Landkreis Eisleben) stammte und ebenfalls

im Ettelbrücker Gefangenenlager inhaftiert und bei der Bestattung zugegen war, vom Tod Alfred Thieles erfahren. Zu DDR-Zeiten (1949 – 1989) wurde auch nicht viel über gefallene oder vermisste Wehrmachtssoldaten gesprochen, so auch nicht bei der Familie Thiele, wo die Ehefrau nur im kleinen Kreis über ihren verstorbenen Ehemann sprach. Erst mit dem Mauerfall am 9. November 1989 änderte auch hier sich die Situation.



Gerd Thiele (m.) besuchte im September 2018 das General Patton-Memorial Museum in Ettelbrück

Mit Beendigung des Ost-West-Konflikts in Europa konnte Gerd Thiele 1990 erstmals an das Grab seines Vaters Alfred auf dem Soldatenfriedhof in Sandweiler reisen. In der Zwischenzeit ist er 26mal (Stand: Oktober 2020) nach Luxemburg gereist.

Romain Heckemanns

Quellen:

In Luxemburg : Rollen und Register des Standesamts Ettelbrück / Joseph Flies: Ettelbrück – Geschichte einer Landschaft / De Reider - Informationsblad vun der Gemeng Ettelbréck Nr. 20 von 1996 / Archives nationales du Grand-Duché de Luxembourg, Section économique / Schiefermuseum Martelange

Bernhard Poll: Das Schicksal Aachens im Herbst 1944

Deutsche Dienststelle Berlin für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht – Schreiben vom 3. Juni 2003

Erzählungen Gerd (Gerhard) Thiele - Dokumente und Fotos (2) aus dem Familienarchiv, sowie weiteren mündlichen Berichten

Fotonachweis: Romain Heckemanns (1) – General Patton Memorial Museum Ettelbrück (1) – Stadt Ettelbrück (1)